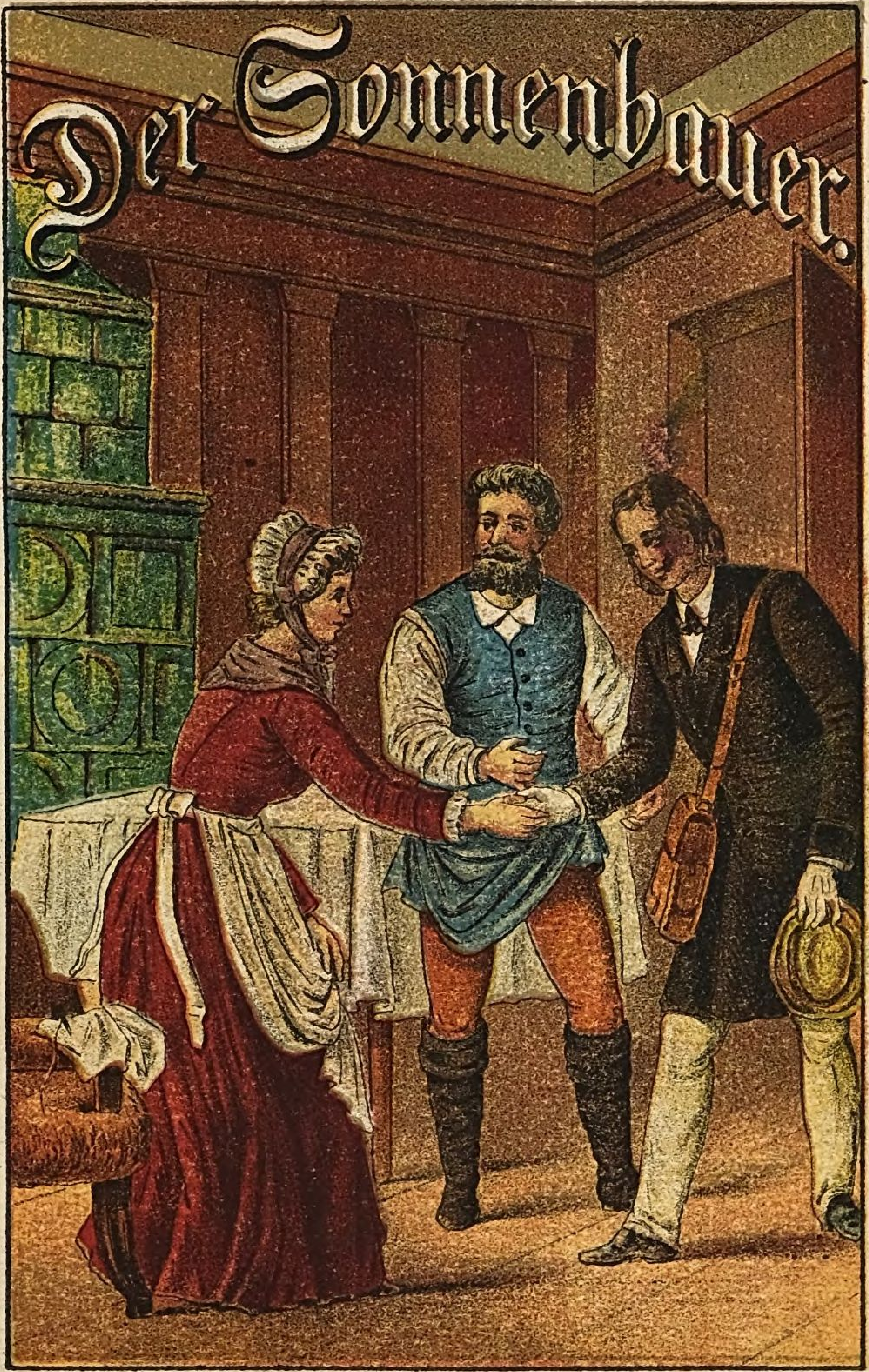


Der Unglücksfall.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.
Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.



„Franziska", sprach Ewald, „ich habe Dir so oft von meinem Freund Marheid erzählt. Da ist er nun mit Leib und Seele und wird einige Wochen bei uns bleiben!" —

Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.
Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Der Sonnenbauer.

Historische Erzählung

für Volk und Jugend

Von

Wilhelm Herchenbach.

92

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1884.

I.

Du möchtest gerne wissen, warum man den alten Ewald den Sonnenbauer nannte. Als ob nicht alle Höfe in der weiten Runde ebenfalls vom Sonnenlichte beschienen worden wären! Es hatte aber doch seine besonderen Gründe, und wenn du den etwas beschwerlichen Weg nicht scheust und mit mir gehen willst, dann kannst du dich selbst überzeugen, daß Ewald einen ganz besonderen Grund hatte, sich Sonnenbauer zu nennen. Mitten in der Ebene liegt ein Berg; er fällt uns besonders auf, weil er auf eine weite Strecke der einzige ist. Er hat die Form eines oben abgestumpften Zuckerhutes, steht aber auf einem so breiten Fuße, daß man fast eine Stunde braucht, denselben zu umwandern. Dieser Berg heißt der Sonnenberg; er trägt auf seinem Scheitel einen Bauernhof, den Sonnenhof, und auf diesem wohnt der Sonnenbauer.

Es hatte den Anschein, als sei der Berg in alter Zeit eine germanische Befestigung gewesen, denn es liefen drei tiefe Gräben und drei hohe Wälle rings um den

Fuß herum. Die Gräben sind stets, obschon kein Bach in der Nähe ist, mit Wasser gefüllt; denn der Regen, welcher auf der breiten Bergoberfläche niederfällt, sickert langsam hinab und füllt sie an. Oft stehen sie voll bis an den Rand.

Wandern wir jetzt hinauf. Zuerst müssen wir über zwei gemauerte Brücken. In alter Zeit waren sie nicht da, weil man dem Feinde keinen Zugang schaffen durfte; sie sind erst später gebaut worden, als die grausamen Kriege unter den deutschen Stämmen aufhörten. Damals aber hatten sowohl die Gräben, als die Wälle ihre Bedeutung. Der erste Graben war so breit, daß man nicht so leicht hinüber konnte; nur durch Schwimmen oder auf Kähnen war an den Wall zu kommen. Auf diesem aber standen die Verteidiger und schleuderten ihre Pfeile auf die Angreifer. Wenn es dem Feinde gelang, den Wall zu stürmen, so blieb immer noch ein zweiter Graben und ein zweiter Wall zu überwinden, und wir werden hören, daß damit die Verteidigungslinien noch nicht erschöpft waren.

Gleich hinter dem letzten Graben beginnt der Wald, ein Ring von gewaltigen Eichen, welcher den ganzen Fuß des Berges wie ein gewaltiges Riesenheer umsteht. Es sind Stämme darunter, deren Jugend in die Zeit der Karolinger hinaufreicht. Wenn sie sprechen könnten, wären sie im stande, ein großes Stück Geschichte zu erzählen. In ihren Zweigen haben viele Familien von Krähen und Eichhörnchen ihre Nester gebaut, und in den riesigen Borken ihrer Stämme treiben Käfer, Spinnen und andere Insekten ihr Wesen.

Hinter den Eichen kommt abermals ein tiefer Graben und hinter diesem ein hoher Wall. Beide dienten

einst zur Verteidigung. Auf dem Walle standen die streitbaren Männer und wehrten den Feind ab, wenn es ihm gelungen war, die erste Befestigung zu überwinden.

Von hier aus geht ein Fußpfad steil den Berg hinauf; die Bewohner des Sonnenhofes pflegen denselben zu benützen, wenn sie rasch oben sein wollen und keine Lasten zu tragen haben. Wir aber folgen dem breiten Fahrwege, auf dem beladene und unbeladene Wagen den Berg hinauf- und hinabfahren.

Der Gürtel von Buchen, welcher hinter dem zweiten Gräben beginnt, hat eine viel größere Ausdehnung, als der Eichenring. Die glatten, mächtigen Stämme stehen so dicht, als es die breiten Kronen vertragen, deshalb herrscht unter den Bäumen tiefer Schatten, ein heiliges Halbdunkel, in welchem wir von hohen Gefühlen ergriffen werden. Ringsum herrscht tiefe Stille, denn es ist in der Mittagsstunde der heißen Erntezeit. Selbst die Vögel und die Eichhörnchen empfinden das Bedürfnis der Ruhe; nur die Insekten summen, schwirren, zirpen und singen ihre feinen Liedchen trotz der niederdrückenden Hitze.

Jetzt gelangen wir in die Region der Nadelhölzer, wo die Häher zwischen den grünen Zweigen und spitzen Blättchen ihr Mittagsschläfchen halten. Auch hier finden wir wieder einen Graben und einen Wall. Es ist an den Berghalden die letzte Verteidigungslinie, und sie scheint eine furchtbare gewesen zu sein, denn jenseits des Walles steigen mächtige Felsen an, und in diese sind Nischen und Gänge eingehauen, worin dem Anscheine nach die Krieger ihren Aufenthalt hatten.

Der Fahrweg hat sich der Steile wegen rings um den Berg gewunden. Jetzt aber haben wir die Höhe

erreicht und stehen vor einer Mauer, die aus mächtigen Quadern gebaut ist. Durch ein gewölbtes Thor, dem aber jetzt das schließende Holzthor fehlt, gelangen wir auf das weitgedehnte Plateau.

Einige hundert Schritte vom Eingange liegt ein kleines Wäldchen von alten Föhren, über welchen sich hohe Türme erheben. Das ist der Sonnenhof; aber wir lenken unsere Schritte zunächst zu einem kleinen See, der links vom Eingange in der brennenden Sonne schlummert.

Er trägt trotz seiner grünen Farbe den Namen „Blutsee". Ein kolossaler, muldenförmiger Stein, welcher mit der einen Seite sich ein wenig abschüssig nach dem See neigt, giebt uns die Erklärung des Namens, denn auf diesem Steine wurden in alten Zeiten die Feinde geschlachtet, welche im Kriege gefangen genommen wurden. Durch fingerdicke Rinnen floß das Blut in den See.

In der Mitte des Steines ist eine flammende Sonne eingehauen, deren Strahlen in die Rinne verlaufen, so daß das Blut auch aus der Sonne abtraufen konnte. Auf der anderen Seite des Sees erhebt sich ein grasbewachsener Hügel, welcher von Taxusbäumen beschattet ist. Nach ihrer Dicke zu schließen, muß ihre Jugend im grauen Altertume liegen.

In der Mitte des Hügels erhebt sich ein großer, roh behauener Stein; nur eine Seite ist glatt, und auf dieser sieht man einen geharnischten Reiter, über dessen Haupte eine Sonne in den Stein gemeißelt ist. Das ist das Grab des letzten Herzogs vom Sonnenberge.

Außer den obengenannten Föhren findet sich auf dem ganzen Plateau, außer an der Mauer und im Garten,

kein Baum und kein Strauch. Die ganze Oberfläche des Berges liegt frei und offen in der Sonne; aber nicht davon sollen der Name und die beiden Steinsonnen herstammen, sondern von einem Sonnentempel, dessen Trümmer auf der dritten Seite des Sees liegen. Von der ehemaligen Bestimmung dieses Tempels läßt sich jetzt nichts mehr erkennen. Auf dem Schutte und den Steinen liegen grüne und graue Eidechsen und wärmen sich in der Sonne.

Der See sieht heute so freundlich und friedlich aus, als ob in dessen Umgebung niemals die Barbarei gewaltet. Die Ufer sind mit hohem Schilf umkränzt, in welchem buntgefärbte Wasserjungfern ihr Spiel treiben.

Auf der Hochebene sieht man nur wallende Fruchtfelder, deren Ähren sich von der Last der Körner niedergeneigt haben und der Sense und dem Sechte entgegenblicken. Einzelne Strecken sind schon gemäht und die schweren Garben stehen auf Hausten. Der Sonnenberg, das sieht man an allem, muß einst eine gewaltige Rolle in der Geschichte gespielt haben, wie er noch jetzt eines der größten und reichsten Anwesen in der ganzen Umgegend bildet.

Das kann der freundliche Leser als Vorrede betrachten; jetzt aber beginnt unsere Erzählung.

Zwischen den Föhren lag das alte Burghaus, und jetzt war es sehr stille darin, denn der Ewald, der Besitzer, sowie seine Knechte und Schnitter hielten eben ihren Mittagsschlaf. Vor dem alten Gebäude erschien jetzt ein Mann, welcher nicht den Fahrweg gewählt hatte, sondern den steilen Pfad hinaufgestiegen war. Verwundert blieb er stehen und schaute das große Gebäude mit seinen altersgrauen Türmen und Zinnen an.

„So habe ich mir den Sonnenhof nicht gedacht,“ sprach er zu sich selbst. „Ich glaubte einen großen Bauernhof zu finden, und es ist eine Burg. Ob Ewald sich seines alten Freundes Marheid noch erinnert, oder ob er ihm aus dem Gedächtnisse geschwunden ist?“

Er ging durch das hochgewölbte Thor und trat in den ehemaligen Burghof, welcher ganz von hohen Gebäuden umstanden war.

Ein Knecht erschien jetzt auf dem Hofe und läutete eine Glocke. Nun wurde es in allen Räumen lebendig. Die Knechte und die Schnitter kamen aus den Scheunen und Ställen und wanderten mit Sensen und Sechten auf das Feld. Auch Ewald, der Besitzer des Sonnenhofes, kam die Treppe herab. Er hatte eine hohe, Achtung gebietende Gestalt, und in seinen Augen blitzten, trotz der vorgerückten Jahre, Feuer und Energie.

Marheid ging auf ihn zu und streckte ihm die Hände entgegen. Ewald schaute ihn forschend an; er konnte sich auf den Mann nicht besinnen. Plötzlich aber ging ihm eine alte Erinnerung durch den Kopf. „Sind Sie nicht der Marheid, mit dem ich auf der Schulbank gesessen?“ fragte er.

„Marheid nickte mit dem Kopfe und sagte lächelnd: „Derselbe.“

„Dann sei mir herzlich willkommen. Was führt Dich auf den Sonnenhof?“

Die Wahrheit zu gestehen, komme ich in keiner anderen Absicht, als einige Wochen bei Dir zuzubringen und mir im Sonnenscheine und der frischen Waldluft den Schulstaub aus den Lungen zu waschen.

„Das ist gut, Marheid; ich habe mich oft nach Dir gesehnt und viel herumgefragt, wo Du Dich befändest; aber ich konnte es nicht herausbringen.“

„Ich bin in X Professor am Gymnasium."

„Hätte mir denken können, daß Du so etwas triebest, denn Latein, Griechisch und Hebräisch waren schon damals Deine Steckenpferde. Nun aber komm' mit zu meiner Alten; sie wird sich freuen, meinen Jugendfreund beherbergen zu dürfen."

Marheid schritt an seiner Seite die Steintreppe hinauf und durch die gewölbten Gänge bis zu dem Wohngemache, wo Franziska, Ewalds Gattin, in einem Lehnstuhle saß. Ihr Gesicht verriet Klugheit und Herzensgüte.

„Franziska," sprach Ewald, „ich habe Dir oft von meinem Freunde Marheid erzählt. Da ist er nun mit Leib und Seele, und wird einige Wochen bei uns bleiben."

Die Bäuerin erhob sich, reichte dem Fremden die Hand und hieß ihn herzlich willkommen.

„Ewald hat mir oft geschildert, wie viel Mühe Sie sich mit ihm gegeben, um das Latein in seinen Kopf zu bringen, aber er sagte auch, Ihre Anstrengung sei eine vergebliche gewesen," sprach sie lächelnd.

„Total vergeblich," bestätigte Ewald. „Glücklicherweise erkannte ich noch früh genug, daß kein Student in mir steckte, deshalb kehrte ich der Schule den Rücken und ging auf den Sonnenhof zurück.

„Ich habe oft über seine Studien gelacht," sagte Franziska; „aber für jetzt wollen wir an etwas Besseres denken. Sie haben gewiß noch nicht zu Mittag gespeist."

„So ist es, Frau Ewald. Von der Stadt bis hierher ist ein weiter Weg, und ich habe mich nicht sehr beeilt, sondern bin wohl hundertmal in dem schönen Bergwalde stehen geblieben."

Franziska huschte hinaus und ließ in der Küche

Anordnungen zu einem Mahle treffen. Indessen frischten die beiden Männer die Erinnerungen aus alten Tagen auf und waren dabei recht vergnügt.

Franziska kam bald zurück, und die Köchin trug Braten, warmen Schinken, geröstete Kartoffeln, Brot, Butter, Käse und Kaffee auf. Marheid sprach den Gerichten tüchtig zu; Ewald und seine Gattin aber begnügten sich mit einer Tasse Kaffee, die sie um diese Tageszeit stets zu genießen pflegten.

„Ich finde Dich in einem Burghause, statt auf einem Bauernhofe," sprach Marheid; „das hat mich überrascht."

„Glaube es schon," antwortete Ewald. „Die meisten Leute, welche hierherkommen, um uns einen Besuch abzustatten, verwundern sich über die stattliche Burg; aber ihr Vorhandensein ist mit ganz natürlichen Dingen zugegangen, denn auf dem Sonnenhofe sollen früher Ritter gewohnt haben, und man erzählt sich noch allerlei grausige Sagen von ihrem Treiben. Nach dem Essen führe ich Dich einmal durch das alte Nest und die Gemächer, in denen die Geharnischten früher gehaust haben."

„Die Wanderung kann meinetwegen schon gleich beginnen, denn ich bin fertig und habe der Küche Deiner Frau volle Ehre angethan."

„So wollen wir erst das Haupthaus besehen."

Sie stiegen die Treppe hinauf, und Ewald führte ihn rechts und links in die Gemächer. Man konnte ihnen ansehen, daß sie als letzte Schlupfwinkel im Kriege bestimmt gewesen waren, denn die Mauern hatten eine außergewöhnliche Dicke. Der Fußboden war mit schweren eichenen Brettern von ewiger Dauer belegt. Da sie die ganze Stammbreite dicker Bäume hatten, so waren sie

hin und wieder gezogen und zeigten in der Mitte eine Vertiefung und an der Kante eine Erhöhung.

„Es ist immer so gewesen," sagte Ewald, „und ich mag es nicht ändern lassen, denn dieser Fußboden hält es meinen Ur-Urenkeln noch aus."

Die Decken wurden von schweren Balken getragen, die sich durch reiche Schnitzereien auszeichneten. Sie mußten wohl einst ganz vergoldet gewesen sein, denn noch heute fanden sich hin und wieder Spuren von derselben.

In einem großen Saale befand sich eine tiefe Nische, in deren Mitte eine eiserne, früher vergoldete Sonne angebracht war. „In dieser Nische soll der Thron des Herzogs gestanden haben," sagte Ewald. „Auf dem steinernen Fußboden kannst Du noch die Löcher sehen, in denen die eisernen Schranken vor der Nische befestigt waren. Früher waren an den Seiten noch schwere Eichensessel in der Mauer befestigt, und ein altes Gerümpel, welches auf dem Speicher stand und jetzt verbrannt ist, wurde der herzogliche Thron genannt."

„Es ist merkwürdig, Ewald, ich habe niemals von einem Herzoge von Sonnenberg gehört."

„Ich bin kein Geschichtsmann, Marheid, ich sage nur noch, was ich von anderen gehört habe, aber es wird viel davon gesprochen, und in den ältesten Teilen des Gebäudes findet man allenthalben eine Sonne abgebildet. Hier," sagte er, indem er eine Thüre öffnete, „soll der Waffensaal gewesen sein, und von meinem Großvater habe ich gehört, daß zu seinen Lebzeiten noch Rüstungen und Schwerter darin gehangen hätten. Sieh', in den Wänden stecken noch eine Menge Haken. Vielleicht dienten sie zum Aufhängen von Waffen. Jetzt

hat der Saal eine ganz andere Bestimmung. Im Herbste lassen wir aus der Stadt allerlei Vorräte für den Herbst und Winter kommen, die wir hier aufbewahren."

Sie durchgingen nach und nach alle Räume, zuletzt auch die Ökonomiegebäude, welche in früheren Zeiten, wie sich noch an vielen Einzelnheiten unterscheiden ließ, ausschließlich zu Pferdeställen gedient hatten.

„Es ist in der That ein sehr sonderbarer Bauernhof," sagte Marheid, „aber er ist kerniger und dauerhafter, als ich noch jemals einen gesehen."

„Gehst Du mit aufs Feld?" fragte Ewald.

„Ich möchte es wohl."

Ewald führte ihn in die Garderobe, setzte ihm und sich selbst einen großen Strohhut auf den Kopf und geleitete ihn zwischen den Föhrenstämmen hindurch ins Freie. Wie er schon bei seinem Eintritte gesehen hatte, war die ganze Oberfläche des Berges mit Gerste, Roggen, Weizen und Hafer besät. Die Gerste war schon eingescheuert, und mit dem Schneiden des Roggens waren eben zahlreiche Arbeiter beschäftigt. An einer Seite, welche gleich hinter dem Hofe begann, lagen ausgedehnte Gemüsegärten, worin der notwendige Hausbedarf gezogen wurde. Daran reihten sich Kleefelder und Wiesen.

In einiger Entfernung waren die Schnitter beschäftigt; an drei Stellen hatten sie ein großes Feld in Arbeit, und es arbeiteten an jeder zehn Schnitter hintereinander. Mädchen gingen hinter ihnen her und banden die Garben.

„Das ist ja ein großes Anwesen," sagte der Professor.

„Ja, es erfordert die ganze Thatkraft eines Mannes. Obschon ich selbst nicht mehr arbeite, so habe ich doch den ganzen Tag mit der Aufsicht genug zu thun; aber

ich scheue keinen Schweiß, und meine Frau ist auch immer an ihrem Platze. Als ich den Hof von meinem seligen Vater übernahm, da hafteten eine solche Menge von Schulden darauf, daß ich kaum den Mut hatte, die Bewirtschaftung anzutreten, aber wir haben uns durchgerungen, und heute ist der Hof frei. Ich kann ihn meinem Sohne Leo ohne einen Pfennig Schulden übergeben. Das aber ist mir nur durch schwere Arbeit möglich geworden, und ich habe natürlich den Wunsch, daß mein Sohn in meine Fußstapfen tritt."

Sie gingen jetzt an der Mauer entlang, welche den ganzen Berg umkrönte, und an welcher die edelsten Obstsorten, Aprikosen, Pfirsiche 2c. als Spaliere standen.

„Die Mauer muß entsetzlich viel Geld gekostet haben," sagte der Professor.

„Dessen kannst Du versichert sein; ich würde sie der großen Kosten wegen niemals gebaut haben, aber da sie einmal da war, so habe ich sie benutzt und sie nach und nach mit Spalierobst bepflanzt. Diese Anlage bewährt sich vortrefflich, denn in der Zeit der Reife sind stets fünf bis sechs Mädchen beschäftigt, welche die Früchte abnehmen und in Körbe legen. Täglich wird ein großer Karren voll zur Stadt gefahren und bei den Obsthändlern abgesetzt. Ich muß übrigens allein auf diese Spaliere einen Gärtner und mehrere Gehilfen halten, aber die Zucht bezahlt sich sehr reichlich, und es gereut mich keinen Augenblick, daß ich große Summen für junge Bäume und Spalierlatten auslegte. Versuche einmal eine von diesen roten Pfirsichen."

„Sie sind faustdick," antwortete der Professor, „und es ist wirklich zu schade, daß man sie abpflückt."

„Ei, dafür sind sie ja da, lange nur zu."

Marheid brach eine von den Pfirsichen ab und fand sie außerordentlich schmackhaft.

„So sind sie alle," sagte Ewald. „Der Gärtner hat sich in die Zucht dieses Obstes so eingelebt, daß er fast gar keine Mißjahre hat."

Der Professor besah die Mauer mit scharfem Kennerblicke. „Es mag an dieser Stelle schon früher eine Befestigung gelegen haben," sagte er, „aber diese Mauer rührt von den Römern her; ich kann es ganz deutlich an ihrer Bauart erkennen. Übrigens sind später Schießscharten hineingeschnitten und noch später wieder notdürftig verschlossen worden. Die Burg aber rührt aus der ersten fränkischen Zeit her."

„Die alten Geschichten kümmern mich nicht, Marheid; ich habe weder Sinn noch Verständnis dafür, und meine Landwirtschaft ist mir lieber, als alle römischen Kaiser und fränkischen Könige."

Sie wanderten noch weiter über die Äcker. Ewald lief zuweilen vom Wege ab, ging zu den Schnittern oder den Pflügern und gab hier und dort Lob und Tadel zu erkennen.

„Das ist ein herrliches Anwesen," dachte Marheid. „Es liegt alles in einem Strich zusammen und ist von einer schützenden Mauer umgeben. Schöner kann sich wahrhaftig niemand ein Gut denken. Und nun der schöne Wald!"

Ewald kam zurück und als der Professor vom Walde sprach, da reckte sich Ewalds hohe Gestalt noch mehr in die Höhe. „Der ist mein Stolz," sagte er, „aber ich schone ihn auch, wie es mit einem ordentlichen Walde geschehen muß."

„Läßt Du denn keine Bäume fällen?"

„Natürlich lasse ich Bäume fällen, denn ich brauche Brennholz und Nutzholz, aber ich gehe vernünftig zu Werke. Zunächst lasse ich dasjenige schlagen, welches aus dem Werte wächst, statt in den Wert. Für die Bäume habe ich eine Leidenschaft und ein richtiges Auge. Wenn einer anfängt, krank zu werden, wenn seine Äste faulen und hohl werden, dann muß er fallen. Ungesundes Holz dulde ich niemals im Walde, denn es fault in der Regel nach und wird immer weniger wert. Geschieht das Fällen bald nach begonnener Krankheit, dann lassen sich noch Bretter und Balken daraus schneiden und es wirft viel Nutzholz ab.

In der Regel reichen die Patienten zu meinem Bedarfe hin. Ist es aber nicht der Fall, so prüfe ich sehr wohl, ehe ich mich zum Schlagen entschließe und nehme nur diejenigen, welche wegen ihres Alters kein großes Wachstum mehr voraussetzen lassen. Es sind ihrer immer genug da, und ich schlage jedes Jahr diejenigen, die sich recht wesentlich nicht mehr vergrößern. Es sind ihrer aber höchstens zehn, die ich im Winter niederlege; aber auch diese zehn bringen ein schönes Geld, weil sie dick, ausgewachsen und kernig sind.

Auf die entholzte Stelle setze ich jedesmal einen neuen Baum, und so wird die Anzahl der Stämme eigentlich nie geringer. Wenn die Waldbesitzer nur alle so zu Werke gingen, denn wäre unser Nationalwohlstand ein viel bedeutenderer. Ein gut behandelter Wald ist ein kostbarer Schatz, der in vielen Richtungen Nutzen bringt und ins Geld hineinwächst, ohne daß man etwas Besonderes dafür zu thun braucht. Wir wollen einmal hineingehen."

Sie verließen das Plateau und begaben sich in den

Tannenwald. „Siehst Du,“ sagte er, „ich bin eigentlich kein großer Freund von Nadelholz, aber hier zeigt sich ein breiter Ring von Sand und Kies um den Berg; deshalb gedeihen hier Tannen, Fichten und Föhren am besten. Sie wachsen schnell und liefern immer ein gutes Nutz- und Brennholz, aber auch hier beobachte ich den Grundsatz, für jeden gefällten Baum einen neuen zu pflanzen.“

Zwischen den Stämmen hindurch schlängelten sich Spazierwege. Hier und dort standen große Holzhaufen. „Ich lasse sie hier im Walde stehen,“ sagte er, „und wir holen nach Bedarf davon.“

An einzelnen Stellen waren auch Strohhütten mit Tischen und Holzbänken angebracht.

„An den Sonntagnachmittagen ist es eine Freude, hier zu sitzen und den Tannenhähern zuzusehen oder auch unten im Laubwalde. Ich kann mich an solch einem Naturvorgange königlich freuen und habe gar kein Bedürfnis, in die Stadt zu gehen und in den Wirtshäusern zu sitzen. Es kommt auch nichts dabei heraus.

„Hast Du auch Wild hier?“

„Massenhaft; Hirsche, Rehe und Hasen, Schnepfen und Feldhühner, die letztern aber oben. Ich muß einen eigenen Jäger halten, damit das Wildzeug nicht zu sehr überhand nimmt. In der Küche könnten wir es nicht alle bewältigen; ich schicke es deshalb zur Stadt, wo ich beständige Abnehmer habe. Der Jäger ist übrigens auch Forstmann und hält mir den Wald nach meinen Grundsätzen in Ordnung.“

Unter dem Plaudern kamen sie in der Buchenregion an, und da sie den gebahnten Weg verlassen hatten, so sank der Professor bis über die Knöchel in die verfaulte Laubdecke hinein.

„Das ist ja eine wahre Mausefalle," sagte er lachend.

„Auch eine Regenfalle," gab Ewald zur Antwort.

„Wie meinst Du das?"

„Wenn regnerisches Wetter eintritt, dann fangen die gewaltigen Laubdächer der Bäume viel Wasser auf, aber wenn sie gesättigt sind, dann sickert der Regen an den Ästen und Stämmen herab und wird von dieser, aus Laub, Moos und verwesten Stecken bestehenden Decke aufgesogen. Das ist ein gewaltiger Schwamm, der viel in sich aufnehmen kann. Es sickert allerdings hinab, aber recht langsam und kann sich lange bei den Wurzeln aufhalten, wodurch das Wachstum sehr befördert wird. Endlich aber geht es doch den Berg hinab und füllt die Gräben, in welchen eine Unzahl von Fischen gedeihen, aus denen ich ebenfalls eine gute Einnahme mache. Mögen nun die Römer oder die Germanen die Gräben und Wälle angelegt haben, ich bin ihnen recht dankbar dafür.

Übrigens ist der Wald auch für die Untenwohnenden von großem Vorteile."

„Wie so?"

„Du scheinst von der Notwendigkeit des Waldes ebensowenig zu verstehen, wie die Abholzungsnarren in den meisten Gegenden Deutschlands. Ich will es Dir erklären, und Du kannst es Deinen Schülern klar machen. Vielleicht richtet sich später der eine oder der andere darnach. Denke Dir einmal den Berg ganz kahl, der Sonne, dem Winde und dem Regen preisgegeben. Was wird entstehen? Die Sonne trocknet die leichte Humusdecke, die jetzt unter den Bäumen liegt, bald aus, und der Wind führt sie als Staub davon. Der Regen hat gerade auf solchen steilen Gebirgen eine große Kraft. Wenn er aber nicht in eine dicke Humusdecke eindringen kann,

so wühlt er sich an den lockeren Stellen bald Löcher und schwemmt das Erdreich mit sich hinab. Da sich dieses bei jedem starken Regen wiederholt, so führt er immer mehr Erdteile mit sich weg, und wenn sich einmal diese periodischen Ströme gebildet haben und dieselben an vielen Stellen zugleich hinabbrausen, so kommt endlich die Zeit, wo das nackte Felsgestein zu Tage tritt. Denke Dir ferner die Masse des Schnees, welcher jeden Winter fällt und im Frühlinge zu schmelzen beginnt. Da ist bald das Erdreich fort. Den Untenliegenden werden die Äcker versandet und zerrissen und auf den wohlvorbereiteten Äckern bleibt das Wasser stehen. Es geht alles in raschem Schusse, weil das Wasser von nichts mehr aufgehalten wird."

„Das ist richtig, Ewald. Wenn man nicht mitten im praktischen Leben steht, dann pflegt man an solche Dinge nicht zu denken; aber ich sehe die Richtigkeit ein."

„Es ist damit aber noch nicht abgethan, Marheid. Dieses ist nur ein einzelner Berg, aber es giebt deren viele tausende im deutschen Lande, und eine große Zahl derselben ist vom Unverstande bereits abgeholzt worden. Man sieht häufig nur noch das nackte Felsgestein, auf dem nicht einmal ein Brombeerstrauch fortkommt. Bei heftigem Regen, bei Eis- und Schneeschmelzen stürzt und braust das Wasser von tausend und abertausend nackten Felsköpfen und unbewaldeten Höhen herab und sammelt sich in sehr kurzer Zeit in den Ebenen. Dadurch kommen die Überschwemmungen, welche fast jedes Jahr in Dörfern und Städten so entsetzliches Elend anrichten. Wenn Du einmal als Abgeordneter gewählt werden solltest, dann mache den gelehrten Herren klar, wie notwendig die Wiederbeholzung aller entwaldeten Höhen ist. Man

muß dem Wasser Zeit lassen, daß es langsam in die Niederungen und in die Flüsse kommt und nicht im Nu die Ufer derselben übersteigt."

„Mit dem Latein hat es bei Dir gehappert," sprach Marheid, „aber in praktischen Dingen bist Du mir berghoch über den Kopf gewachsen, und ich meine, Du selbst solltest Dich als Abgeordneten aufstellen lassen und nicht auf mich warten."

„Das geht nicht, Marheid! Wo so viele Advokaten, Professoren und Landräte sitzen, die alle mit der Sprache umzugehen wissen, wie unser einer mit dem Kornsecht, da kommen wir nicht auf. Dir kann ich es wohl erklären, aber wenn ich vor so vielen Köpfen auftreten sollte, dann würde mir bald das Konzept abhanden kommen."

„Aber beim Abstimmen würdest Du doch an Deiner Stelle sein."

„Mitunter, aber in den meisten Fällen werden Gesetze vorgelegt, die uns Bauern überhaupt nicht passen. Wir wollen es laufen lassen, wie es läuft. Vielleicht kommt auch in die Köpfe der Herren einmal eine gesunde Wirtschaftsidee."

Sie stiegen wieder den Berg hinauf und brachten den Spätnachmittag mit nach Hause, denn das Plaudern hatte viel Zeit weggenommen. Ewald ging noch einmal ins Feld zu den Schnittern; Franziska aber unterhielt den Gast so angenehm, daß er sich auf dem Sonnenhofe ganz heimisch fühlte.

„Sie verzeihen eine Frage," sagte er. „Haben Sie keine Kinder?"

„Wir hatten vier Knaben und vier Mädchen, aber sieben davon sind gestorben, und wir haben nur noch einen einzigen Sohn, Namens Leo."

„Ich sah ihn noch nicht!“

„Es thut mir leid, daß ich ihn nicht vorstellen kann. Er studiert und befindet sich gegenwärtig auf der Universität. Vor Herbst werden wir ihn nicht wiedersehen.“

„Welchem Zweige der Wissenschaft hat er sich zugewendet?“

„Er studiert Jura!“

„Warum ist er nicht in des Vaters Fußstapfen getreten?“

„Das wäre uns am liebsten gewesen, und mein Mann ist noch immer der Meinung, daß er umsatteln wird. Er wollte ihn schon aus Untersekunda vom Gymnasium wegnehmen. Er sagte: Ein richtiger Bauer darf nicht so viel studieren, sonst wird er hochmütig und mag die Hände nicht mehr schmutzig machen.“

Aber Leo hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, ein Advokat zu werden, und er hielt so lange an, bis der Vater seine Zustimmung gab.“

„Nun, wenn er das Zeug zu einem Advokaten hat, dann ist es ja auch gut; aber praktischer wäre es allerdings gewesen, wenn er sich auf dem Sonnenhof eingearbeitet hätte, besonders, weil er das einzige Kind ist.“

„Sie haben recht, Herr Professor. Ich denke oft daran, wie es nach unserem Tode mit dem Hofe gehen soll. Es wäre eine Beruhigung für uns, wenn wir wüßten, daß er in so schönem Flor bliebe, wie er jetzt ist. Pächter haben andere Interessen, als Eigentümer. Am schrecklichsten wäre es mir aber, wenn der Sonnenhof unter den Hammer käme.“

Es begann allmählich zu dunkeln; die Schnitter kamen aus dem Felde und versammelten sich in der großen Küche, wovon die Sage ging, daß sie zu Ritterzeiten die

Gesindespeisehalle gewesen sei. In der Erntezeit war die Tafel immer sehr reich bestellt, denn Franziska pflegte zu sagen: „Wer schwer arbeitet, der muß auch tüchtig essen. Schinken, Speck und Eier dürfen nicht geschont werden.“

Auf die Herrentafel kamen allerdings feinere Gerichte, und heute, dem Gaste zu Ehren, auch kostbare Weine.

Die beiden Männer erzählten allerlei Schnaken aus ihrer Studentenzeit; sie waren so drollig, daß selbst Franziska lachen mußte, und sie hatte zugleich die Bestätigung, daß die Schnurren, welche Ewald ihr zuweilen aufgetischt hatte, auf Wahrheit beruhten.

„Seit mein Junge auf der Universität ist, komme ich nicht mehr ans Schachspiel,“ sagte Ewald. „Sollen wir einmal eine Partie wagen?“

„Wenn Deine Frau nichts dagegen einzuwenden hat, bin ich damit einverstanden.“

„O nein, Herr Professor,“ antwortete Franziska; „ich sehe gerne zu.“

Sie holte das Schachspiel und stellte es auf.

„Hm,“ lächelte Ewald, „da fällt mir ein, Du konntest früher keinen ordentlichen Zug machen, wenn Du nicht die lange Pfeife im Munde hattest. Alte Gewohnheiten verlieren sich schlecht. Franziska bringe uns Tabak und Pfeifen.“

Sie ging in die Nebenstube und kehrte mit zwei langen Pfeifen und einem Tabakkasten zurück. Ewald stopfte dem Freunde die wohlriechende Weichselholzpfeife, nahm selbst die andere und hielt ihm einen brennenden Fidibus auf den Tabak.

Bald waren sie in das Spiel vertieft und da sie

beide sehr langsam zogen, so bekam Franziska Langeweile und ging zu Bette. Die beiden Männer aber merkten gar nicht, daß sie fortgegangen war; es gingen ihnen sogar die Pfeifen aus und sie hörten nicht, daß die Uhr zehn schlug.

„Matt," sagte der Professor jetzt mit feierlichem Ernste.

Ewald fuhr mit den Fingern durch das Haar und sagte sehr verdrießlich: „Das sind noch immer Deine alten Kniffe. Ich hätte darauf vorbereitet sein sollen. Du krebsest da immer herum, als wenn Du es auf die Königin abgesehen hättest, störst Dich dem Anscheine nach gar nicht um den König und setzest ihn plötzlich mit großer List matt. Warte nur, ich werde es Dir heimzahlen. Eine neue Partie!"

Die Figuren wurden wieder aufgesetzt, die Pfeifen von neuem angezündet und der zweite Kampf begonnen. Beide zogen mit einer ungemeinen Vorsicht und jeder überlegte sein Spiel vom Anfange bis an das voraussichtliche Ende.

„Wenn ich auch die zweite Partie verlöre," dachte Ewald, „dann müßte ich mich bis in die Seele hineinschämen. Aufgepaßt, Ewald, der Professor muß jetzt hereinfallen." Er hatte sich ein Spiel vorgenommen, welches dem Gegner anscheinend sehr günstig war und wobei er eine ganze Reihe von Figuren verlor; aber er hatte versteckte Pläne, welche Marheid wirklich nicht merkte. Während dieser jetzt darauf ausging, ihm die Königin zu rauben, sah er nicht, daß sein König immer mehr in Gefahr geriet. Endlich hatte Ewald ihn gefangen und rief im großen Triumphe: „Matt!"

Marheid, welcher seine eigenen Kombinationen ver=

folgt hatte, ohne die Gefahr zu ahnen, in welcher sein König schwebte, fuhr mit einer Art von Entsetzen in die Höhe und sagte sehr mißlaunig: „Das ist Heimtücke, ganz abscheuliche Heimtücke!“

Ewald lachte schadenfroh, rieb sich die Hände vor Vergnügen und sagte: „Nun sind wir quitt, Professor! Es ist doch eine wahre Schmach für einen so gelehrten Mann, daß er sich von einem einfältigen Bauern schlagen läßt. Mache nur nicht, daß es Deine Schüler gewahr werden!“

In diesem Augenblicke schlug die Uhr Mitternacht.

„Ei,“ sagte Marheid, „wir haben ja tief bis in die Nacht hineingesessen. Leuchte mir zu Bette.“

Ewald brachte ihn in ein Gemach, welches das Bibliothekzimmer genannt wurde. Über diesen Namen verwunderte sich der Gast, denn auf einem Bauernhofe vermutete er keine Bibliothek, auch sah er nichts, was auf diesen Namen im entferntesten Anspruch machen konnte.

II.

Früh morgens wurde wieder die Glocke geläutet. Sie rief zur Arbeit. Die Knechte, die Mägde, die fremden Schnitter kamen aus den Schlafräumen und gingen quer über den Hof in den Eßsaal. Marheid wurde von dem Geräusche geweckt; er konnte nicht mehr schlafen, sondern öffnete das Fenster und schaute in den Hof hinab. Er hatte seine Freude daran, wie die große Schar der Arbeiter, einer hinter dem anderen herschreitend, zum Frühstück ging; auch seinen Freund Ewald sah er schon unten.

„In der Stadt führen wir doch ein wahres Schlaraffenleben," dachte er; „wir schlafen bis in den späten Morgen hinein, schaffen den Tag über, als wenn es uns nicht recht ernst sei und benutzen die Nacht zum Schwelgen und Wohlleben. Wie viel vernünftiger richten es da doch die Bauern ein. Sie beginnen ihre Thätigkeit mit der Sonne und stellen sie mit der Sonne wieder ein; sie schlafen in der Nacht und arbeiten am Tage und zwar nicht so etwas nebenher, sondern ganz rechtschaffen

und gründlich, so daß ihnen der Rücken knackt. Deshalb brauchen sie auch nicht in den Schlaf gewiegt zu werden."

In der Küche wurde unterdessen der große kupferne Riesenkessel mit Hilfe des Tummelbaumes vom Feuer abgedreht und hing zur Seite des Herdes. Brig, die Köchin (eigentlich hieß sie Brigitta), machte den Mägden ein Zeichen, und jede von ihnen kam mit einer großen irdenen Schüssel, auf deren Rand irgend ein frommer Spruch geschrieben war, hielt dieselbe an den Kessel und ließ sich dieselbe voll von dem steifen Mehlbrei schöpfen. In kurzer Zeit stand der lange Tisch von oben bis unten voll von irdenen Schüsseln, so daß vier Personen immer eine hatten. Teller gab es nicht, sondern die vier mußten zusammen in die Schüssel langen.

Das war kein Geiz von seiten der Bäuerin; sie hätte gerne die Teller erlaubt, denn es standen deren ja ganze Türme auf dem Proviantzimmer und wurden des Sonntags auch gebraucht, aber für den Werktag, wo jede Hand notwendig war, gab die Reinigung zu viel Arbeit. Übrigens war es das Gesinde auch nicht besser gewöhnt; die Leute würden es als eine sonderbare Neuerung angesehen haben, wenn auch an den Werktagen jeder seinen Teller bekommen hätte.

Von Kaffee waren weder die Herrschaften noch die Dienstboten große Freunde. Die ersten liebten ihn für die Leute nicht, weil er bedeutend teuerer wurde, als eine Mehlsuppe, und das Gesinde zog diese vor, weil sie mehr Nahrungsstoff enthielt und weil sie länger Widerstand leistete.

Neben jedem lag außerdem ein Häufchen Schnitten von kernfestem Schwarzbrote. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß auf dem Sonnenhofe jede Mahlzeit

mit Gebet angefangen und geschlossen wurde; das versteht sich bei solchen Leuten von selbst.

Professor Marheid ging in seinem Schlafgemache umher und beschaute die alten Schnitzereien, welche sich überall an dem Holzwerke befanden, aber vergebens suchte er nach Büchern, wovon doch das Zimmer seinen Namen hatte. Er fand auch keinerlei Einrichtung, welche darauf hindeutete, daß früher hier eine Bibliothek gewesen war.

Als er zum Frühstücke hinabkam, drückte er dem Freunde sein Befremden über diesen Umstand aus. „Es wird doch seine Richtigkeit haben," gab dieser zur Antwort. „An Dein Gemach stößt einer von den vier Türmen, welche auf den Ecken des ursprünglichen Schlosses stehen; aber dieser Turm ist seit meiner Erinnerung niemals benutzt worden. Die eiserne Thüre zu demselben, welche vom Hofe aus hinabführt, hat, soviel ich weiß, niemals offen gestanden; es herrschte immer eine Art von Scheu, sie zu öffnen. Der Grund ist mir unbekannt, aber auch der Turm führt den Namen Bibliothek."

„Ei," sagte der Professor, „es würde sich vielleicht der Mühe lohnen, den Turm zu untersuchen. Wer weiß, was für Geheimnisse darin stecken."

„Hm, wenn Dir ein Gefallen damit geschieht, dann kannst Du ihn durchstöbern, aber mir liegt an solchen alten Dingen nicht viel, und in der Ernte kann ich auch keine Zeit darauf verwenden. Willst Du allein nachstöbern, dann ist es mir recht. Die Eingangsthüre magst Du meinetwegen erbrechen, wenn sich kein Schlüssel dazu vorfindet."

„Der Schlüssel ist da," sprach Franziska; „er liegt mit vielen anderen in einer Lade. Ich selbst habe im Anfange unserer Verheiratung die Thüre einmal damit

geöffnet, aber es überkam mich ein Grauen und ich ging nicht hinein."

Sie ging hinweg und kam mit einem Kasten zurück, aus dem sie einen großen rostigen Schlüssel nahm, auf dessen Handhabe eine strahlende Sonne ausgeschmiedet war. Sie überreichte ihn dem Professor mit dem Wunsche, daß er bei seinen Nachforschungen glücklich sein möge.

Marheid war begierig, hinter die Geheimnisse des Turmes zu kommen; sogleich ging er auf den Hof, steckte den Schlüssel in die eiserne Thüre und begann, denselben zu drehen, aber das Schloß war so verrostet, daß es sich nicht rührte. Lange arbeitete er vergebens; endlich that der Schlüssel einen kleinen Ruck und nach und nach ging es ein wenig weiter, bis endlich die Thüre aufging.

Er trat in einen Raum, der ihm ein Treppenhaus zu sein schien, aber es war in demselben so dunkel, daß er kaum etwas unterscheiden konnte. In der Höhe war ein Fenster, durch welches ein dämmerartiges Licht schimmerte. Es schien so dicht von Staub bedeckt zu sein, daß das Licht nicht voll hindurch konnte. Mit der Hand konnte er nicht hinaufreichen. Es lag zu hoch.

Um niemanden in der Arbeit zu stören, begab er sich in die Küche und ließ sich von der Köchin ein Licht geben. Mit diesem kehrte er in den Turm zurück und leuchtete umher. Er hatte sich nicht geirrt; es war wirklich ein Treppenhaus. Die Wände waren dicht mit Staub bedeckt, aber unter dem Staube kamen Skulpturen zum Vorscheine, unter denen die Sonne eine Hauptrolle spielte. Die Treppe bestand aus massivem Stein und ihre Stufen waren ebenfalls mit dichtem Staube belegt.

Aus dem Moder wehte ihn der Geist der Vergangenheit an, und mit einer Art von banger Neugier

stieg er hinan. Oben kam er vor eine Thüre, an deren Seiten gewappnete Steinfiguren standen. Sie mußten sehr alt sein, denn sie hatten Formen aus der ersten fränkischen Zeit. Die Thüre war nicht im Schlosse. Er öffnete sie und trat in das Gemach. Es hatte drei hohe, nach Kirchenart gestaltete Fenster mit bunten Malereien. Eines derselben öffnete er. Durch die Erschütterung wurde der Staub, welcher auf demselben haftete, frei, und wirbelte in großen Wolken hinaus; aber es strömte auch das Licht hinein und beleuchtete das Innere. In der Mitte des Gemaches standen lange Tische, alle für die Ewigkeit gearbeitet und aus schwerem Eichenholz gezimmert. Es gehörten viele starke Arme dazu, um sie von ihrem Platze zu heben.

In dem Staube, der auch sie handhoch bedeckte, stand Schreibzeug vergraben; er war von alter und sehr sonderbarer Form. Nur ein einziges Buch lag auf einem der Tische, und es war mit einer Kette an denselben festgeschlossen. Vorsichtig stellte er es auf den Rücken und öffnete die fingerdicken eisernen Krampen, aber der Staub wirbelte so dicht auf, daß er es schnell wieder schloß, damit derselbe nicht in das Buch eindrang.

„Hier muß gefegt werden," sprach er zu sich selbst, und da alle Hände auf dem Felde beschäftigt sind, so will ich es allein thun."

Er ging hinab in die Küche, um sich einen Besen und einen Eimer Wasser auszubitten. Franziska sah ihn kommen, ging ihm lachend entgegen und sprach: „Herr Professor, Sie sehen ja aus, als ob sie sich auf der Landstraße umhergewälzt hätten."

Erst jetzt wurde er gewahr, daß er vom Kopfe bis zu den Füßen mit Staub bedeckt war.

„Wenn es im Turme so furchtbar wüst aussieht, dann dürfen Sie Ihre schwarzen Kleider nicht anbehalten, sondern müssen einen leinenen Anzug meines Mannes und einen Kittel anlegen. Gehen Sie auf ihr Zimmer, das Mädchen soll Ihnen einen bringen. Nachher aber möchte ich mit in den Turm gehen, um mir die Staubwüste ebenfalls anzusehen.

Er ging hinauf, kleidete sich um und lud nachher Franziska ein, ihm zu folgen. Als sie in das Erdgeschoß des Turmes trat, kam ihr der Staubgeruch entgegen, der ihr immer sehr zuwider war. „Hier muß gefegt werden," sagte sie, „und wir werden schon Zeit finden, daß wir es trotz der Ernte fertig bringen." Aus dem altertümlichen Bau und den Skulpturen machte sie sich wenig; als sie aber oben im hellen Tageslichte das Staubmeer sah, da sagte sie ganz energisch: „Gehen Sie bis zum Mittage spazieren, Herr Professor. Ich werde selbst die Küche besorgen, und Brig soll hier fegen. Wenn Sie heute mittags wieder kommen, dann soll hier wenigstens so viel Ordnung sein, daß sie in dem dicken Buche lesen können."

Marheid protestierte; er wollte nicht zugeben, daß eine Arbeitskraft für ihn in Anspruch genommen werde, sondern selbst das Fegen besorgen.

„Das wäre mir noch schöner, Herr Professor. Der Staubbesen paßt nicht in die Hand eines Gelehrten; auch setze ich das Vertrauen in sie, daß sie reine und keine so unsaubere Arbeit machen. Jeder in seinem Geschäfte, sonst wird nichts Ordentliches geleistet. Nun gehen Sie aber!" Und sie drängte ihn förmlich zur Thüre hinaus.

Marheid fühlte sich in dem leinenen Anzuge ganz behaglich und spazierte hinaus in die Sonne und auf

das Feld zu den Schnittern. „Nun," rief ihm Ewald entgegen, „hast Du den Turm nicht öffnen können?"

„Ja, ich habe ihn geöffnet, aber vorläufig nur ein einziges dickes Buch gefunden, welches an einer Kette liegt. Deine Frau hat des Staubes wegen einen Bauern aus mir gemacht und mir verboten, vor Mittag wieder zu kommen. Sie will erst Ordnung schaffen."

„Recht so, Franziska ist eine geschworne Feindin des Staubes und macht ihm überall den Garaus, wo sie ihn findet. Willst Du einmal versuchen, eine Garbe Korn zu hauen?"

Marheid nahm das Secht in die Hand und that ein paar Hiebe, aber es ging ihm so ungeschickt ab, daß die Schnitter verstohlen lächelten.

„Jeder an seinen Platz," sagte Ewald. „Gieb das nur wieder ab; Du würdest nicht einmal das Frühstück verdienen, geschweige noch die ganze Tageskost."

„So ist es, mein Freund; ich verzichte auf den Ehrgeiz, meine Garbe schneiden zu können."

„Du thust wohl daran, denn in einer Viertelstunde würdest Du Blasen in den Händen haben."

Marheid sah eine Zeit lang den Schnittern zu, dann ging er der Mauer entlang, brach hin und wieder eine von den prächtigen Früchten und begab sich dann in den Wald, wo er verweilte, bis er auf dem Sonnenhofe die Mittagsglocke hörte.

Das Mahl war schon aufgetragen, und es bestand aus kräftiger und wohlschmeckender Kost, der sowohl der Gast, als die Gastgeber wacker zusprachen. „Herr Professor," sagte Franziska, „es sieht schon besser in der Bibliothek aus, und ich habe Ihnen einen bequemeren Eingang verschafft. Im Turme fand ich eine Thüre,

welche Brig und ich mit vereinten Kräften aufdrückten. Sie geht in Ihr Zimmer und war dort mit Tapeten überklebt, die allerdings beim Öffnen etwas gelitten haben."

„Ich muß doch auch einmal in den verwunschenen Turm," sagte Ewald. „Nach dem Essen werde ich Dich begleiten."

Sie gingen durch Marheids Zimmer hinein. Nun sah es dort allerdings aus ganz anderen Augen aus. Auf den Fenstern erkannte man die Glasmalereien, welche kriegerische Scenen aus früher Zeit darstellten, die Wände waren blank und der Fußboden bestand aus eingelegtem Getäfel von Eichenholz. An der linken Wand waren Schränke in die Mauer eingelassen, deren Thüren sich verschieben ließen. Marheid schob die erste Thüre über die zweite und legte eine Anzahl von dicken Folianten bloß, die noch in Staub gehüllt waren. An jedem hing eine Kette, die so lang war, daß die Bücher aus dem Kasten genommen und auf den Tisch gelegt werden konnten. Hinter der zweiten Thüre waren keine Bücher mehr, sondern Waffen: Hellebarden, Lanzen, Bogen, Streitäxte und dergleichen, alle von alter Form. Sie nahmen einzelne heraus und überzeugten sich von der schönen Arbeit und der Solidität. Sie gefielen beiden. Auch hinter der dritten und vierten Thüre befanden sich alte Waffen.

„Wenn eine gute Büchse darunter wäre, würde ich sie für mich behalten," sprach Ewald, „aber mit dem alten Kram weiß ich ebensowenig anzufangen, als mit den Büchern. Du aber hängst an solchen Scharteken; deshalb mache ich Dir ein Geschenk damit."

Das hatte Marheid nicht erwartet. „Bedenke, was Du thust," sagte er; „Du beraubst Dich. Die Waffen und die Bücher sind vielleicht viel Geld wert."

„Nun, für einen alten Freund entbehre ich schon gerne ein paar Kronenthaler. Wenn Du abreisest, packe ich alles zusammen in Kisten und sende es Dir nach. Bist Du damit einverstanden? Mehr als das. Ich sage Dir großen Dank, denn Waffen und Bücher sollen mir zum Studium dienen."

„Fange schon jetzt damit an," sagte Ewald; „mich aber entschuldige; ich bin so sehr daran gewöhnt, mich nach dem Essen ein Stündchen aufs Ohr zu legen, daß ich es gar nicht mehr entbehren kann."

Er verließ die Bibliothek; Marheid aber setzte sich vor den Folianten. Es war ihm, als sitze noch ein anderer da, denn zwischen den Büchern im Kasten war ein offener Raum, in welchem der Foliant hineinpaßte; er hatte den Eindruck, als habe der letzte Leser soeben das Buch zugeklappt und sei nun im Begriffe, aufzustehen und wegzugehen.

Die Vision aber verschwand; er klappte den Deckel auf und sah auf der ersten Seite ein großes farbiges Wappen, in dessen Mitte die oft erwähnte Sonne stand. Das Buch war in lateinischer Sprache abgefaßt, und der Schreiber war ein großer Künstler gewesen, denn die Buchstaben waren alle von vollendeter Form, und wo ein neuer Absatz begann, war der erste Buchstabe in den prachtvollsten Farben gemalt und hatte in der Mitte oder nebenan ein Miniaturbild, dessen Schönheit ihn in Erstaunen setzte. So ging es durch den ganzen Folianten. Nachdem sich seine Augen an den Bildern genugsam entzückt hatten, begann er zu lesen und sah nun zu seiner Verwunderung, daß er eine Chronik des Geschlechtes Sonnenberg vor sich hatte.

Der Verfasser hatte sehr weit zurückgegriffen, denn

der Anfang ging noch über die Römerherrschaft hinaus, und es schien, daß er bestrebt gewesen war, das Geschlecht sehr alt zu machen. Mit der Frankenherrschaft aber gewann die Geschichte einen festen Boden, und nun sah er zu seinem Erstaunen, daß er auf Männer traf, die er schon früher als Krieger in der Geschichte gefunden und die hier Herzöge genannt wurden. Die Namen hatten nur von einem Jahrhunderte in das andere eine kleine Veränderung erlitten.

Er las bis zum Abende; nach dem Essen saß er noch bis Mitternacht bei dem Folianten, aber nun war er auch mit demselben zu Ende. Am folgenden Morgen saß er schon mit dem Aufgange der Sonne wieder in der Bibliothek. Heute nahm er den folgenden Band aus dem Schranke; er war mit derselben Schönheit geschrieben, wie der erste, hatte auch eben so zahlreiche Bilder, dazu noch die Porträts der vorhergehenden Herzoge und den Anfang eines Stammbaumes, welcher bis in das zwölfte Jahrhundert reichte. In den folgenden Bänden waren die Porträts und der Stammbaum fortgesetzt. Zweihundert Jahre von dem heutigen Tage hörte er auf und am Schlusse des Buches befand sich folgende Notiz: „Unser Herzog ist der einzige, welcher von der Familie noch lebt. Sein Geist berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, und seine Unterthanen glaubten, er werde mit seinem tapfern Schwerte sein Reich erheblich vermehren, aber er hat einen anderen Weg eingeschlagen, einen Weg, den nicht alle billigen, viele sogar beklagen. Er hat nämlich ein Bauernmädchen geheiratet und sich der Ackerbauwirtschaft gewidmet. Die anderen Fürsten des Landes machten ihm Vorwürfe, nannten seine Handlungsweise eine unerhörte und wurden nicht müde, ihn

zu tadeln. Zu einer Fürstenversammlung geladen, sprach er sich entschieden dahin aus, daß er über seine Handlungen und Entschlüsse nur allein sich selbst Rechenschaft zu geben habe und daß er in der Bebauung seines Ackers ein größeres Vergnügen finde, als in der Regierung seines Herzogtums. Meine Herren, fuhr er fort, sie mögen sich in den Besitz meines Herzogtums teilen; ich gebe es ihnen ohne Bedauern; nur den Berg, welcher mein persönliches Eigentum ist, behalte ich mir vor und ebenso die Befugnis, den Herzogstitel zu führen und auf meine Nachkommen zu vererben.

Mit diesen Worten verließ er die Versammlung, bestieg sein Pferd und trabte den Berg hinauf. Von seinem Rechte, den Herzogstitel zu führen, hat Henning Sonnenberg niemals Gebrauch gemacht, aber ausdrücklich erklärt, daß er dieses Recht nicht aufgebe."

„Henning Sonnenberg," dachte der Professor. „Sollte Ewald ein Nachkomme von ihnen sein? Er heißt ja auch Sonnenberg."

Am Abend, als sie beim Essen saßen, sprach Ewald: „Heute hast Du genug im Bücherstaube umhergekramt; wir werden nachher wieder Schach spielen und ich gebe mir alle Mühe, Dich unterzukriegen. Strenge Dich also an."

„Ich stehe zu Deinen Diensten, aber Plaudern hat auch sein Schönes, und da ich nun einmal so ein alter Geschichtsforscher bin, so möchte ich etwas Näheres über Deine Voreltern wissen."

„Das wird sich kaum der Mühe lohnen, denn sie waren alle Bauern auf dem Sonnenhofe und keiner von ihnen hat sich in irgend einer Weise ausgezeichnet. Die einen waren schlechte, die anderen gute Wirtschafter.

Die Wälder in unserem Berge sind hundertmal verpfändet gewesen und wieder eingelöst worden, aber keiner von meinen Vorfahren hat sie alle zusammengehabt, als Henning, der sie vor zweihundert Jahren besaß. Nach ihm bin ich der Erste geworden, der sie wieder zusammenbrachte. Auf dem Sonnenhofe steht jetzt kein Pfennig Schuld, und wer nach mir kommt, der muß schon sehr kostspielige Gewohnheiten haben, um auseinanderzukratzen, was Franziska und ich zusammengescharrt haben."

„Wer war Henning von Sonnenberg?"

„Nicht von, sondern bloß Sonnenberg. Er ist der Stammvater des Geschlechtes und hat vor zweihundert Jahren gelebt."

„Woher weißt Du, daß er der Stammvater war?"

„Das ist leicht zu wissen, Marheid. An seinem Hochzeitstage legte er ein großes Buch an. Es ist so schwer, daß man es kaum heben kann. Darin steht auf dem ersten Blatte: Ich, Henning Sonnenberg, habe diese Familienchronik heute an meinem Hochzeitstage angelegt, und werde bis zu meinem Tode alle wichtigen Familienereignisse hineinschreiben. Ich wünsche, daß es meine Nachkommen ebenfalls thun.

Dann folgt die Beschreibung der Hochzeit und der Stamm seiner Frau, die er sehr lieb gehabt haben muß, wie sich aus verschiedenen Stellen des Buches ergiebt. Es sind dann alle Kinder und alle wichtigen Ereignisse verzeichnet. Sein Nachfolger hat diese Chronik fortgesetzt, und so der folgende und der folgende, bis auf mich; aber die Notizen sind oft dürftig ausgefallen, und ich glaube, das Geschlecht wird noch einmal zweihundert Jahre alt werden, ehe das Buch voll ist."

„Darf ich es einmal sehen?"

„Das kann gestattet werden, aber studiert wird nicht. Ich will hinsichtlich des Schachspieles aus Deiner Anwesenheit Nutzen ziehen."

Er ging an einen Schrank und holte ein Buch heraus, welches wirklich ein Monstrum genannt werden konnte. Es war mit einem Pergamentumschlage versehen, dessen Enden mit kleinen Pergamentstreifen zusammengenäht waren.

„So," sagte er, „gesehen hast Du's; das genügt für jetzt; nachher aber kannst Du es mit auf Dein Zimmer nehmen und den alten Krimskrams bis in die Ewigkeit studieren."

Marheid war heute beim Spielen im Verluste; oft war er schon nach einigen Zügen geschlagen, was dem Ewald ungeheueres Vergnügen machte, aber es lag nicht an seiner größeren Geschicklichkeit, sondern an der Zerstreutheit des Professors, welcher nur an das Familienbuch und nicht an das Spiel dachte.

„Nun ist es aber doch zu toll," sprach Ewald, als die Uhr Mitternacht schlug. „Jetzt habe ich Dich achtmal hintereinander geschlagen. Du scheinst ja mit Deinem Nachdenken vollständig Bankrott gemacht zu haben. Vielleicht liegt Dir die Familienchronik im Kopfe. Nimm sie und wandere die Treppe hinauf; aber sitze nicht die ganze Nacht auf, sondern schlafe hübsch. Du kannst sie ja so lange oben behalten, bis Du mit der ganzen Geschichte durch bist. Gute Nacht, Marheid."

„Gute Nacht, Ewald," sagte der Professor und nahm jedesmal zwei Treppenstufen unter die Füße, um mit seinem Schatze desto rascher oben zu sein.

Rasch entledigte er sich seines Rockes, zündete eine lange Pfeife an, rückte Licht und Buch zurecht und ließ

sich behaglich auf dem Sessel nieder. Als er das Buch aufschlug, bemerkte er ganz oben in kleiner griechischer Schrift folgende Worte: „Denjenigen von meinen Nachkommen, denen es um Titel und Würden zu thun ist, gebe ich den Rat, zwischen Deckel und Umhüllung nachzusehen.“

Das machte ihn neugierig, und er hätte die Umhüllung gerne abgenommen, aber sie war mit Pergamentbandstreifen zusammengenäht, und er glaubte nicht die Berechtigung zu haben, an dem Zustande der Familienchronik etwas zu ändern. Seine Neugierde aber siegte über alle Bedenken. Er schnitt die Streifen durch und nahm die ganze Umhüllung ab. Auf dem Einbande lag ein Pergament, welches das Buch auf beiden Seiten umfaßte.

Er schlug es auseinander und las: „Ich, Henning Herzog von Sonnenberg, verordne für alle meine Nachkommen folgendes: Ich thue allen zu wissen, daß ich eine Bäuerin zur Frau genommen, keinen Ehrgeiz und Fürstenstolz besitze, sondern eine feste Neigung zum Ackerbau habe. Heute habe ich mein Herzogtum freiwillig den benachbarten Fürsten übertragen. Ich will in der Zukunft weder den Herzogstitel, noch den Adel führen, sondern einfach Henning Sonnenberg heißen. Dennoch halte ich den Titel im geheimen fest. Sollte einst einer meiner Nachkommen als Soldat, Beamter oder in irgend einer beliebigen anderen Stellung durch den Titel besser fortzukommen glauben, so soll er das volle Recht haben, sich Herzog von Sonnenberg zu nennen; aber es soll ihm nicht erlaubt sein, die Besitzungen, welche ich an die Fürsten übertragen habe, in Anspruch zu nehmen. In der Bibliothek und im Archiv wird er alle Belegstücke

finden, welche vom Anfange der Familie bis auf mich alles feststellen, was er zu seiner Legitimation bedarf. Ich wünsche aber, daß nur im äußersten Falle von diesem Rechte Gebrauch gemacht wird. Henning Sonnenberg."

Von diesem Schriftstücke war Marheid bezaubert. Nun mußte er noch finden, daß Ewald in gerader Linie von Henning abstammte; dann war er Herzog von Sonnenberg. Das war keine Arbeit für einen Tag, sondern für viele. Er ging deshalb zur Ruhe, stand aber am nächsten Morgen mit der Sonne auf und setzte seine Nachforschungen fort, bis er zum Frühstücke gerufen wurde.

Gleich nach demselben war er wieder verschwunden, denn er suchte nach dem Archive, welches ja fernere Aufschlüsse enthalten sollte. Anfangs hatte er es in den Schränken der Bibliothek vermutet, aber dort war es nicht. Er stieg nun zum oberen Stockwerke empor; dort fand er einen Raum, welcher ganz genau dem unteren glich und ebensoviel Staub aufzuweisen hatte. Es standen dort zwei eiserne Kisten, die ganz mit Aktenstücken gefüllt waren.

Als er diese Entdeckung Franziska mitteilte, begleitete sie ihn hinauf.

„Das kann so nicht bleiben," sagte sie. „Brig soll sogleich mit dem Besen und dem Wasser dahinter. Bis heute nachmittag soll alles blank sein, und dann können Sie von dem Archive Gebrauch machen."

Marheid begab sich wieder zu der Familienchronik, und brachte schon jetzt heraus, daß Ewald in der That in direkter Linie von Henning abstammte. Eine flüchtige Durchsicht einzelner Akten im Archive bestätigten seine Ansicht, aber er sah auch ein, daß er die Ausarbeitung, die er sich vorgenommen hatte, nicht auf dem Sonnenhofe

machen konnte, weil sie eine lange Zeit in Anspruch nahm und mancherlei Hilfsmittel nötig waren.

Er nahm sich deshalb vor, die Tage, welche er noch auf dem Sonnenhofe verleben wollte, meistens in freier Luft zuzubringen und die sämtlichen Bücher und Akten mit nach Hause zu nehmen. Das Studieren gab er also auf, und nur die ersten Morgenstunden benutzte er dazu, den Turm auch in seinen höheren Etagen kennen zu zu lernen. Er fand noch manches von hohem Interesse und war schuld daran, daß Franziska den ganzen Turm und das Treppenhaus fegen ließ.

Eines Tages stieg er in den Keller hinab und leuchtete allenthalben umher. „Meine Vermutung ist nicht ohne Grund gewesen," sprach er zu sich selbst; „die Fundamente stammen von den Römern her, und in alten Zeiten hat auf denselben eine römische Burg gestanden."

In dieser Ansicht wurde er noch mehr bestärkt, als er die Gegenstände untersuchte, welche im Keller umherstanden und lagen. Es waren Stein- und Erzbilder, Säulen, Ornamente und dergleichen Dinge, aber alle ohne Ausnahme römischen Ursprungs. Man hatte also alles von dem alten Gebäude, was man des Aufhebens wert hielt, hier hinabgetragen.

Das Herz ging ihm weit auf, denn hier fand er ein reiches Feld für seine historischen Bestrebungen, und er nahm sich vor, auf diesem, den Gelehrten so zu sagen noch ganz unbekannten Gebiete eine gründliche Forschung vorzunehmen.

Den größten Teil des Tages hielt er sich im Walde auf; die frische Luft und der Walddust stärkten seine Gesundheit sichtbar. Er bekam wieder Farbe in die Wangen, Gelenkigkeit in die Glieder und Freude ins Herz.

„Mein Freund," sagte er eines Tages zu Ewald, „Dein Hof ist eine wahre Fundgrube für die Wissenschaft. Wenn Du mir es erlaubst, komme ich jedes Jahr auf ein paar Wochen."

„Erlaubst? Ich werde Dir sehr dankbar dafür sein, den alten Freund sehe ich immer gerne. Wenn Du wiederkommst, soll sich im Turme vom Keller bis zum Speicher kein Stäubchen mehr finden. Den Turm wollen wir übrigens Marheidturm nennen, denn bis an Dein Lebensende soll er Dir allein zur Verfügung stehen."

„Allzufreundlich, Ewald! Ich nehme übrigens Deine Gastfreiheit an und finde mich im künftigen Jahre wieder ein; aber jetzt ist meine Zeit abgelaufen. Du warst so gütig, mir anzubieten, die Bücher und Waffen in meine Wohnung besorgen zu wollen. Das wäre nun etwas viel verlangt, aber wenn Du sie zur Eisenbahnstation fahren ließest, wäre es mir angenehm."

„Ich wüßte auch nicht, wie sie anders dahin kommen sollten. Wenn Du es willst, lasse ich Dir den ganzen Inhalt des Turmes zur Bahn bringen."

„Gieb das Archiv mit."

„Gerne, behalte nur alles!"

„Das beanspruche ich nicht. Von heute ab in einem Jahre sollen Dir Archiv und Familienchronik wieder zugestellt werden, denn sie gehören auf den Sonnenhof, und wer weiß, ob ihr die Papiere nicht einmal braucht. Übrigens werde ich Dir von allem, was ich drucken lasse, ein Exemplar zustellen."

„Es wird mir ganz komisch vorkommen, wenn ich vom Sonnenhofe etwas Gedrucktes lese. Ein paar gute Ernten wären mir übrigens lieber, als alle Deine Schriften, besonders, wenn viel Latein darin ist."

An alten Kisten und Verschlägen war auf dem Sonnenhofe kein Mangel. Marheid suchte die festesten heraus und packte die Bücher und die Waffen hinein. Das Archiv aber blieb in den Kisten, denn sie waren stark und dauerhaft.

Unten stand schon die Karre mit zwei tüchtigen Pferden bereit. Die Knechte trugen die schweren Kisten und Kasten hinab und der Professor überwachte das Aufladen, weil er fürchtete, es könne an den Kisten ein Schaden geschehen.

Als alles fertig war, nahm er von Ewald und Franziska Abschied. Ewald begleitete ihn noch bis an den Fuß des Berges. Wo es über die beiden Wälle und Gräben ging, drückten sie sich zum letzten Male die Hand.

Der Knecht wandte sich jetzt an ihn und meinte, er solle sich nur auf den Wagen und auf die Kisten setzen, dann habe er es leichter. Er folgte dem Ratschlage, kletterte auf den Wagen und ließ sich auf einer der beiden Archivkisten nieder, die er nun für besser verwahrt hielt.

Die Sonne brannte mit einer wahren Höllenglut auf die Straße hinab, und es war dort nicht halb so angenehm, wie im Walde, wo die Bäume mit ihren breiten Laubdächern standen. Die Pappeln, welche sich zu beiden Seiten der Straße erhoben, gaben nur unbedeutenden Schatten, denn sie wuchsen wie Säulen in die Höhe und hielten die Zweige so nahe an sich, wie ein Soldat die Arme, wenn er in Reihe und Glied steht.

Die schattenlose Sonnenglut machte unseren Professor schläfrig, und er schlummerte allmählich ein. Es reihte sich ein Traum an den anderen, bis der Wagen über einen Kieselstein fuhr und denselben zermalmte. Da

wurde er plötzlich wach, und er war herzlich froh, als er die Augen aufschlug und sah, daß es mit dem Räuber, welcher in jede Hand eine seiner Kisten genommen hatte und entflohen war, nichts auf sich hatte. Er schlief nicht wieder, sondern hielt seine Augen stets auf die Schätze geheftet, bis er auf dem Bahnhofe ankam.

Der Knecht trug die einzelnen Gepäckstücke in die Wiegekammer und der Professor löste am Schalter ein Fahrbillet. Die Überfracht war so kolossal, daß er eine große Geldsumme bezahlen mußte.

Wohlbehalten kam er in seinem Wohnorte an und ließ die Kisten in seine Studierstube tragen. Dort ordnete er sie mit einer wahren Andacht so um seinen Schreibtisch, daß er die Bücher und Aktenstücke, die er gerade brauchte, sogleich mit den Händen erreichen konnte.

Wir wollen nicht von den vielen Nächten sprechen, welche er an seinem Pulte saß und Bücher und Akten studierte; es genügt, zu wissen, daß von Tag zu Tag die Überzeugung in ihm stieg, sein Freund stamme direkt von Henning ab und sei mit Fug und Recht ein so veritabler Herzog, wie die anderen, welche mit Krone und Scepter auf dem Throne saßen. Aus den Aufzeichnungen der Familienchronik und Akten konnte er einen vollständigen und unantastbaren Stammbaum zusammensetzen, der bis auf Ewald herabreichte. Als er damit fertig war, begann er die Geschichte des Hauses Sonnenberg zu schreiben. Dieselbe enthielt sehr viel Interessantes, aber es dauerte dennoch ein ganzes Jahr, bis sie fertig war. Er dachte nun daran, sie drucken zu lassen und in den Buchhandel zu bringen; doch wollte er sich dazu erst Ewalds Erlaubnis holen.

Damit aber sollte das Werk seinen Abschluß noch

nicht finden. Er hatte so viel Material, daß er noch zehn Jahre damit zu thun hatte. Wie freute er sich auf den Zeitpunkt, wo er seinem Freunde Ewald das erste Exemplar überreichen konnte. Vorläufig schickte er die Familienchronik zurück und schrieb einen Brief dazu, in welchem er versteckte Andeutungen machte.

„Nimm es mir nicht übel, daß ich an dem Pergamentumschlage die Riemen gelöst habe, aber ich konnte auf keine andere Weise an die Urkunde kommen, die zwischen dem Umschlag und den Buchdeckeln lag. Du bist für die kleine Unannehmlichkeit auf hinreichend entschädigt, denn, wie Du später erfahren wirst, habe ich eine Standeserhöhung mit Dir vorgenommen. Noch soll sie Dir ein Rätsel bleiben, bis ich im Frühlinge zum Sonnenhofe kommen und Dir schwarz auf weiß zeige, was ich meine.“

III.

Wir führen den Leser nun in die Universitätsstadt Bonn, wo Leo, der Sohn des Sonnenbauers, im dritten Jahre seinen Studien obliegt. Die Studien aber waren etwas eigentümlicher Art; sie bezogen sich hauptsächlich auf Bier, Wein, Kegelspiel, Karten und Fechten. Seine Studiengenossen behaupteten von ihm, zwischen Bonn und Mainz gebe es keinen Weinkeller, in dem er nicht alle Sorten durchprobiert habe; sie behaupteten ferner, die alten Ritter, welche einen vollen Stiefel in einem Zuge geleert hätten, seien nur Stümper gegen ihn gewesen. Es mußte wohl wahr sein, denn in diesem Stücke stimmten sie alle überein.

Machen wir ihm einen Besuch in seiner Behausung. Er hatte sich nicht übel einlogiert, denn er wohnte in einem schönen Hause und hatte dort die ganze erste Etage gemietet. Ewald und Franziska waren allerdings der Meinung, er bewohne nur ein bescheidenes Stübchen, und die Monatsgelder, welche er regelmäßig erhielt, reichten auch um kein Haar weiter; aber unserem Studenten

machte das keinen Skrupel, er kannte Mittel und Wege, wie er sich Geld verschaffte.

An demselben Tage, an welchem Professor Marheid mit den Schätzen der Wissenschaft seinen Einzug in das Gymnasium hielt, stieg Moses Aaron die breite Treppe zu Leos Wohnung empor. Es war zehn Uhr morgens, und der Jude durfte mit Recht vermuten, daß er den Studenten außerhalb des Bettes finden werde. Er klopfte bescheiden an die Thüre, aber es wurde nicht herein gerufen. Nachdem er das Klopfen zweimal wiederholt hatte, legte er die Hand auf den Drücker und trat leise ein.

Er befand sich im Salon. Auf einem großen Tische standen die Reste eines reichen Mahles. Leere und halbleere Champagnerflaschen befanden sich zwischen Braten, Kuchen, Kaviar und anderen Leckerbissen.

Moses Aaron schüttelte mit dem Kopfe und sprach: „Wie leichtsinnig die Jugend ist! Das hat er alles mit meinem Gelde angeschafft! Wenn er es noch allein gegessen hätte! Aber da stehen sieben Teller; er hat also große Gesellschaft gehabt und andere mitprassen lassen. Wie leichtsinnig, wie leichtsinnig! Ich habe so etwas in meinem Leben nicht gegessen und getrunken. Hm, ich könnte einmal davon probieren! Ein Schluck Champagner und etwas Kaviar!“

Er streckte die Hand nach den Gegenständen aus und hielt mit der einen den Champagner, mit der anderen den Kaviar fest. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, aber er stellte beides wieder hin.

„Ich möchte Lust daran bekommen,“ sagte er, und leckte die Lippen.

Eine Weile stand er mit gesenktem Kopfe vor den schönen Sachen. Es wurde ihm schwer, sie unversucht

zu lassen, und noch einmal griff er nach denselben; aber er widerstand auch diesmal, setzte sie wieder hin und sprach: „Der Genuß, sich gewehrt zu haben, wiegt das Genießen auf. Ich würde vielleicht auch ein Feinschmecker und mein schönes Geld würde veressen und vertrunken."

Triumphierend über den Sieg schritt er durch den Saal zur Thüre des Schlafgemaches; sie war nur angelehnt und wich einem leisen Drucke der Hand. Leo war von seinem Rausche noch nicht erwacht. Halb angekleidet lag er auf dem Bette, und sein aufgedunsenes Gesicht verriet, daß er des Guten zu viel gethan hatte.

Am Fußende des Bettes stand ein großer Lehnstuhl. Er setzte sich hinein und schaute den Schläfer mit einem spöttischen Lächeln an. „Der junge Herr hat eine tüchtige Schmarre auf der linken Backe," flüsterte er vor sich hin, „das muß er seit dem letzten Wechsel bekommen haben, denn vor demselben war seine Wange noch glatt. Ist auch so eine Studentennarrheit, sich das Gesicht zerhauen zu lassen. Weiß nicht, was dabei herauskommt, kann die Sonderbarkeit kaum begreifen; kostet gar noch Geld, sich die Haut wieder zusammennähen zu lassen. Nun, der Student muß es wissen, und mir kann es gleichgültig sein."

Leo Sonnenberg mochte wohl von Moses Aaron träumen, denn einige Male rief er in unmutigem Tone: „Verfluchter Jude, laß mich in Ruhe. Der Sonnenhof ist groß genug für die tausendfache Schuld."

„So habe ich gehört," murmelte Moses Aaron, „aber der alte Herr lebt noch, und er hat wahrscheinlich keine Lust, die Schulden seines Sohnes zu bezahlen. Ich muß mir den Hof doch einmal von der Ferne ansehen. Schulden stehen nicht darauf, das weiß ich genau, denn ich habe im

Hypothekenbuche nachsehen lassen. Wenn Moses Aaron so ein Höfchen hätte, das wäre nicht übel. Selbst würde ich nicht darauf arbeiten; ein krummer Rücken und Schwielen in den Händen, das ist meine Sache nicht, aber es wäre doch schön, und vielleicht kommt es noch dazu."

Leo erwachte jetzt; sein erster Blick fiel auf Moses Aaron, und er war kein freundlicher.

„Möge Sie der Schlaf gestärkt haben, Herr Sonnenberg," sprach Moses Aaron, „der Schlaf ist ein schönes Geschenk Jehovas, und der Jugend besonders nützlich."

Lächelnden Antlitzes nahm er ein Papier aus der Tasche, hielt es ihm vor und sprach mit süßlichem Tone: „Heute ist der Wechsel fällig, Herr Sonnenberg."

„Schon wieder fällig? Das geht ja mit Sturmschritten."

„Langsam hat es gegangen, Herr Sonnenberg, sehr langsam. Drei volle Monate, Herr Sonnenberg; jeder Monat hat dreißig oder einunddreißig Tage und jeder Tag vierundzwanzig Stunden —"

„Allerdings, Moses, und jede Stunde sechzig Minuten und jede Minute sechzig Sekunden. Du glaubst doch nicht, daß ich Dir den Wechsel bezahlen kann?"

„Hab' das doch geglaubt und fest darauf gerechnet, komme sonst in großen Schaden und Verluste."

„Die kannst Du ja darauf schlagen. Übrigens muß ich neues Geld haben und zwar noch heute."

„Ist einer da, der es Ihnen borgen will, Herr Sonnenberg, dann borgen Sie gleich so viel mehr, daß mein Wechsel bezahlt wird."

„Dummes Zeug, Moses! Ich werde mir doch nicht mehrere Gläubiger zugleich anschaffen. Du mußt das

Geld geben; aber noch heute. Ich sitze tüchtig in der Klemme und zähle auf Dich."

„Wenn ich noch mehr Geld geben soll, muß ich mir's selber borgen und schwere Prozente zahlen."

„Thut nichts, Moses; ich muß das Geld um jeden Preis haben."

„Schulden mir schon zweitausend Thaler."

„Und muß noch dreitausend haben."

„Dreitausend Thaler? Das ist ja ein großes Kapital."

„Es wird wohl noch größer werden."

„Aber wo ist die Sicherheit? Man leiht doch keinem, der nichts hat."

„Noch habe ich nichts, aber wenn meine Eltern sterben, dann habe ich den Sonnenhof, und darauf kannst Du ohne Bedenken hunderttausend Thaler geben."

„Aber, wenn der Schuldner vor dem Vater stirbt?"

„Das ist nicht wahrscheinlich; aber für den Fall kann auch gesorgt werden."

„Gewiß, Sie lassen sich freiwillig verurteilen und geben mir das Recht, auf ihr gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen eine Hypothek zu nehmen."

„Das thue ich nicht gerne; mein Alter könnte es erfahren."

„Ei bewahre, es geschieht ganz in der Stille, und ohne das kann ich kein Geld mehr geben."

Leo besann sich hin und her. „Giebt es keinen anderen Weg?" fragte er.

„Keinen anderen. Wenn Sie das Geld haben wollen, dann gehen wir morgen früh zum Richter und machen die Sache fertig."

„Nun denn in Gottes Namen!"

„Wissen doch, junger Herr, daß fünftausend Thaler

sechstausend sind, und daß ich für meine Mühewaltung auch noch tausend Thaler haben muß?"

„Du bist unersättlich, Moses."

„Was heißt unersättlich? Wenn Ihr Vater den Hof verhaust, dann habe ich das Nachsehen. Für Geschäfte, die mit so großem Risiko verbunden sind, muß man was Extras haben. Gehen Sie doch lieber zu ihren Glaubensgenossen. Vielleicht bekommen Sie dort das Geld billiger. Zahlen Sie mir mein Guthaben aus, so bin ich zufrieden. Ich kann mit dem Gelde operieren und mehr verdienen, als an Ihnen."

Leo wußte wohl, daß es außer Moses Aaron niemanden in Bonn gab, der ihm Geld vorstreckte, deshalb hielt er ihn fest und erklärte sich bereit, morgen zum Richter zu kommen."

„Zahlen der junge Herr auch pünktlich die Zinsen?" fragte Moses.

„Ich glaube kaum, Moses."

„Hab' es mir gedacht; aber es müssen sechs Prozent sein, und was nicht bezahlt wird, das thut wieder Zinsen. Damit sind Sie doch einverstanden?"

„Natürlich, Moses, ich bin einverstanden. Morgen also!"

Der Jude steckte den Wechsel wieder in die Tasche, erhob sich und ging mit zufriedenem Lächeln von dannen. Als er an dem Tische im Speisesaale vorüberging, schüttelte er mit dem Kopfe und sprach in einem wehmütigen Tone: „Ach, mein schönes, schönes Geld! Es wird alles in Champagner, Kaviar und Braten verwandelt werden."

Leo legte sich wieder hin; die leichte Abwickelung des Geschäftes überhob ihn einstweilen aller Sorgen, und er konnte sich dem Schlummer noch einmal hingeben.

Vielleicht hätte er bis an den Abend geschlafen, aber er wurde von einem anderen Studenten, der mit langen Kanonenstiefeln und klirrenden Sporen hereinstapelte, geweckt.

„Warum kommst Du schon so früh, Triberg?“ fragte Leo unwillig.

„Früh, es ist wahrhaftig nicht mehr früh, und Du scheinst vergessen zu haben, daß die ganze Blase nach Godesberg reitet.“

„Das ist mir wirklich durch den Kopf gegangen. Sind sie schon fort?“

„Nein, sie warten im Kneiplokale; nur hurtig in die Hose!“

Leo sprang aus dem Bette, kleidete sich rasch an, nahm die Reitpeitsche vom Nagel und ging mit Triberg von dannen.

Im Kneiplokale ging es schon recht munter her, und einige hatten bereits einen Haarbeutel. Beim Eintritte wurde er von allen Seiten mit Scheltworten empfangen; aber sie beschwichtigten sich wieder, als er sagte: „Morgen abend gebe ich einen feinen Kommers, und da soll nichts gespart werden; ihr könnt im Champagner schwimmen.“

Der ganze Zug begab sich nun zur Reitbahn, um Pferde zu leihen, und da der Besitzer hin und wieder Schwierigkeit machte, sagte Leo Sonnenberg: „Nur nicht ängstlich, ich bezahle den ganzen Schwamm!“

Man konnte nicht gerade behaupten, daß sie alle treffliche Reiter waren, aber sie gaben sich doch dafür aus, wenn auch eine große Anzahl von ihnen sehr bedenkliche Stellungen auf den Pferden einnahmen.

Fort ging es also durch das Thor und der Koblenzer

Straße nach. Ein paar von ihnen lagen schon auf dem Pflaster, ehe die Häuserreihe noch hinter ihnen lag; ein barmherziger Vorübergehender half ihnen wieder in den Sattel, und nun ging die Kavalkade weiter nach Godesberg, wo auf der Höhe alle möglichen Allotrias getrieben wurden.

Triberg nahm seinen Freund Leo auf die Seite und fragte: „Weißt Du auch, was uns bevorsteht?"

„Was denn?"

„Nichts Gutes. Gestern ließ mich Dr. Günther zu sich kommen und teilte mir im geheimen mit, daß man nur noch auf eine neue Ausschreitung wartet, um uns von der Universität zu weisen. Ihr Vater war ein guter Freund von mir, sagte er, und ich würde es bedauern, wenn sie fort müßten. Sie haben, so viel ich weiß, kein Vermögen und sie würden sich ihr eigenes Fortkommen unmöglich machen. Werden sie vernünftig, und begehen sie keine Tollheiten mehr. Den Sonnenberg habe ich in den drei Jahren nur einmal in der Vorlesung gesehen. Er studiert überhaupt nicht, und er kann sich gar nicht wundern, wenn ihm hier die Pforten zugeschlossen werden."

„Des lustigen Lebens wegen würde ich es sehr bedauern," antwortete Leo.

„Nur deswegen?"

„Aus dem Studieren wird doch nichts. Wozu sollte ich mich auch im Dienste des Staates schinden? Ich habe es ja auch nicht nötig, denn der Sonnenhof wird mich reichlich ernähren."

„Mit mir steht die Sache anders. Wenn ich geschaßt würde, hätte ich kein Brot. Der Professor hütet mich mit Argusaugen, deshalb habe ich die Absicht, heute

mit dem fröhlichen Leben Schluß zu machen. Du wirst mir also einen Gefallen erweisen, wenn Du mich nicht mehr einladest. Ich will von morgen ab mit Eifer an die Arbeit gehen und keine Stunde mehr versäumen. Nimm mir's nicht übel, wenn ich auch Dir ins Gewissen rede; es geschieht aus den besten Absichten."

„Mit mir kannst Du Dir die Mühe sparen. Fortgejagt möchte ich allerdings nicht gerne werden. Bis zum Ende des Semesters müßte es mir noch aushalten, damit ich die Studien freiwillig aufgeben kann."

Triberg benutzte einen günstigen Augenblick, wo er verschwinden konnte; er stieg den Berg hinab, ging in den Stall, schwang sich in den Sattel und ritt nach Bonn zurück. Ohne eine Minute zu verlieren, schloß er sich in sein Zimmer ein und machte sich über die Bücher her. Seinen Hausleuten sagte er am Abende: „Mit den Tollheiten ist es jetzt zu Ende. Der Schlüssel soll künftig stets innen stecken, und wenn Studentenbesuch kommt, dann bin ich nicht zu Hause."

„Das ist vernünftig," sagte die Hausfrau. „Sehr viel junge Leute legen hier den Grund zu ihrem Verderben. Ich kann Ihnen nur Glück wünschen, daß Sie das einsehen."

Die übrigen kamen erst in der Nacht zurück, und die meisten waren so stark angesäuselt, daß sie am folgenden Tage keine Lust hatten, in die Vorlesungen zu gehen. Leo Sonnenberg hatte dazu überhaupt keine Lust; auch mußte er ja heute den Moses Aaron das freiwillige Urteil geben.

Nun hatte er wieder Geld in der Tasche, und es brannte ihn wie Feuer darin. „Das soll heute einmal ein Kommers werden, wie lange keiner mehr da gewesen

ist," sagte er. Sofort schickte er seinen Stiefelfuchs rund und ließ seine Freunde in den ersten Gasthof der Stadt einladen; dann begab er sich zu dem Wirte, welcher ihn gerne kommen sah.

„Ich bedarf heute Ihres großen Saales," sagte er, „und Sie müssen uns ein Mahl bereiten, an dem Fürsten teilnehmen könnten. Zählen Sie einmal auf, was Sie geben können, und was der Saison angemessen ist."

„Es kommt darauf an, wie viel Sie für das Couvert zahlen wollen."

„Fein, excellent muß es sein, und alles in reichster Fülle. Rechnen Sie auf das Couvert fünf Thaler."

„Dafür kann ich Sie fürstlich bewirten," sagte der Wirt schmunzelnd.

„Wie viel Personen werden teilnehmen?"

„Fünfzig. Gehen wir jetzt einmal die Weinkarte durch."

Er suchte die feinsten Rheinweine aus und zwar drei verschiedene Sorten; dann setzte er den besten Champagner hinzu und meinte, wenn er vorläufig für jeden vier Flaschen annehme, also von jeder Sorte eine, dann werde es wohl hinreichen, übrigens setze er voraus, daß noch mehr im Keller sei.

Der Wirt machte rasch einen Überschlag: „Acht Thaler die Weine, fünf Thaler das Essen, macht auf die Person dreizehn Thaler, im ganzen sechshundertfünfzig Thaler. Eine große Summe. Wird der Herr Vater auch geneigt sein, dieselbe zu bezahlen?"

„Er hat es schon im voraus gethan. Hier sind sechs Hundertthalerscheine und einer von fünfzig. Sorgen Sie aber auch für extrafeine Cigarren. Wie Sie sehen, ist noch mehr Geld da."

Als er fortging, schaute ihm der Wirt mit einem

sonderbaren Blicke nach. „Ich weiß nicht," sagte er, „ob der Vater oder ob der Sohn thörichter ist. Sechshundertfünfzig Thaler, und die Cigarren kommen noch dazu, vielleicht auch noch einige zerbrochene Spiegel und mehr Champagner, aber was geht es mich an? Wenn der Sonnenbauer zu viel Geld hat, dann ist es ja ganz gut, daß ich etwas mitbekomme. Das Essen soll untadelhaft sein, aber es wird lange dauern, bis mir wieder solche Narren in die Finger fallen."

Die Studenten waren auf sieben Uhr abends eingeladen, aber in Anbetracht der Wunderdinge, die heute auf den Tisch kommen sollten, fanden sie sich schon eine halbe Stunde früher ein und sammelten sich im Vorzimmer, denn im Saale waren die Kellner noch mit dem Ordnen der Tafel beschäftigt.

Ein Knabe brachte aus der Druckerei ein Päckchen Speisezettel, welche der Wirt dort für den heutigen Abend hatte drucken lassen. „Laß einmal sehen," sagte einer der Studenten, nahm das Päckchen aus seiner Hand und öffnete es.

„Blitzwelt," sagte er, „da werden wir wohl Faßreifen notwendig haben, damit der Bauch nicht auseinanderplatzt, und wo wir mit dem Weine bleiben sollen, das ist mir noch ein Rätsel."

„Gleich hatte jeder einen Speisezettel in der Hand, und die Verwunderung war eine allgemeine.

Ein Kellner trat nach einiger Zeit herein und sprach zu Sonnenberg: „Es ist angerichtet."

Bald saßen die Studenten um den großen Tisch, dessen Verzierung selbst die Verwunderung der Bessersituierten hervorrief. Die Kellner trugen zuerst nachgemachte Schildkrotensuppe auf.

„Es fehlt einer, Triberg ist nicht da," rief eine Stimme.

„Wird auch nicht kommen," antwortete Sonnenberg. „Es nagt ein moralischer Katzenjammer an ihm, und er will sich jetzt mit Ernst auf die Studien legen."

Ein allgemeines Gelächter erscholl, und einer von den Studenten hielt sogleich einen Vortrag über diesen närrischen Einfall. Obgleich derselbe von Witz sprühte und zu unbändigem Gelächter Veranlassung gab, so war das Thema doch keineswegs ein gutes, sondern nur geeignet, die Leichtsinnigen noch leichtsinniger zu machen. Der tolle Jubel brach also gleich nach der Suppe los und er hörte nicht mehr auf, bis beim Dessert der Gastgeber einen Streit mit seinem Nachbarn bekam. Ein Wort gab das andere, und schließlich forderten sie sich. Der Ehrenhandel sollte sofort im Saale und unter der Zeugenschaft der sämtlichen Gäste ausgefochten werden.

Der Kampf wurde von den beiden Gegnern sehr ernst aufgefaßt und man bestimmte scharfe Degen. Beide zogen die Röcke aus und legten los. Die Hiebe wurden auf beiden Seiten gut pariert, aber im Herzen Sonnenbergs regte sich der Zorn immer mehr. Er hielt es für äußerst unanständig, daß man ihn beleidigte, während er Gastgeber war. In seinem Zorne aber vergaß er die Vorsicht und gab sich Blößen. Er bekam einen kleinen Schmiß an der Stirne. Die Sekundanten erklärten, es sei nun genug, aber Leo rief: „Einer solchen Bagatelle wegen darf der Kampf nicht aufhören; ich bestehe auf der Fortsetzung!"

„Fortsetzen!" brüllten die übrigen.

Es dauerte aber nicht lange, da geschah ein entscheidender Schlag. Sonnenberg bekam einen Schmiß,

welcher von den Augen bis auf das Kinn reichte. Das Blut bedeckte sein ganzes Gesicht, und er sank zusammen. Die anwesenden Mediziner verbanden die Wunde und trugen ihn nach Hause.

Um diese Zeit bekam Ewald Sonnenberg Sehnsucht nach seinem Sohne. „Franziska," sagte er, „Leo ist in den letzten Ferien nicht zu Hause gewesen. Er schrieb damals, daß er eine Reise in die Schweiz machen wolle, und ich habe ihm das Vergnügen gerne gegönnt, aber nun wird es mir doch zu lang, und ich will morgen nach Bonn."

Franziska war damit einverstanden, und die Reise ging am folgenden Tage vor sich. In Bonn angekommen, nahm er einen Imbiß in der Studentenkneipe, weil er dort seinen Sohn zu finden hoffte. Einige Freunde von Leo hörten, wie er nach ihm fragte und witterten nichts Gutes. Spornstreichs liefen sie zu dem Kranken und teilten ihm mit, daß sein Vater auf dem Wege zu ihm sei.

„Geschwind schließt die Thüren ab," sagte er; „mein Vater darf nicht wissen, daß ich so prachtvoll wohne. Nur die Schlafzimmerthüre, die auf den Gang führt, laßt offen, und nun macht, daß ihr fortkommt."

Bald nachher öffnete sich die Schlafzimmerthüre, und sein Vater trat ein. Als er den Sohn mit dem verbundenen Kopfe sah, prallte er zurück. „Was ist denn mit Dir vorgefallen?" fragte er.

„Ein Ehrenhandel, Vater!"

„Ein Ehrenhandel? Das heißt, Du hast Dich um Deiner Ehre willen mit jemanden geschlagen?"

„Nicht allein um meiner, sondern auch um Deiner Ehre willen."

„Wie soll ich das verstehen?“

„Nun, wir saßen hinter dem Bier und waren ruhig und fröhlich. Da nannte mich mein Nebenmann einen plumpen Bauern. Das ließ ich noch hingehen; aber der brutale Mensch sagte: „Man sieht es Dir an, daß auch Dein Vater so ein plumper Bauernlümmel ist. Da hielt ich mich nicht länger, sondern forderte ihn auf scharfe Klingen; dabei habe ich Unglück gehabt und einen tüchtigen Schmiß fortbekommen.“

„Er wird wieder heilen, aber ich kann Dein Verfahren nicht billigen. Du hättest dem frechen Menschen eine raisonable Ohrfeige geben sollen, das wäre besser gewesen, als mit scharfen Klingen zu kämpfen.“

„Das ist unter den Studenten nun einmal so. Wenn ich Deinen Rat befolgt hätte, dann würden die anderen gesagt haben, ich sei wirklich ein plumper Bauer.“

„Wir wollen uns darum nicht streiten, mein Sohn; es thut mir nur leid, daß Du so übel gefahren bist.“

„Es ist mir eigentlich lieb, daß es so gekommen ist, Vater.“

„Das wäre!“

„Ja sieh', Vater. Es ist mir eben durch den Tort, welchen mir der Student anthun wollte, ein Licht aufgegangen. Ich habe angefangen, über den Bauernstand nachzudenken, und habe zuletzt gefunden, daß er eigentlich die Wurzel alles Lebens ist und an Ehrwürdigkeit keinem nachzugeben braucht. Der Bauer, welcher fest auf seiner Scholle sitzt, hat nach niemanden zu fragen. Er ist sein eigener Herr und hat nur Gott und seinen König über sich. Er kann sich von allem, was den Sitten und der Religion zuwider ist, leichter fern halten, als die übrigen Stände, und besonders in den Städten. Sieh' Dir nur

einmal einen Advokaten an. Er ist berufen, das Schwarze weiß und das Weiße schwarz zu machen. Er gewöhnt sich daran, die schlimmste Sache zu verteidigen, wenn sie nur Geld einbringt. Sein Gewissen stumpft sich allmählich ab und bald gelangt er auf den Standpunkt, daß ihm Wahrheit und Recht gleichgültig werden. Ich habe zugesehen und zugehört, wie sich zwei Advokaten vor Gericht stritten und wie der eine gegen den anderen in eine solche Wut geriet, daß ich glaubte, sie würden sich im nächsten Augenblicke in die Haare fahren. Jeder sprach für seine Partei mit einer solchen Wärme, daß man darauf geschworen hätte, er sei von der Heiligkeit seiner Sache im Innersten seines Herzens fest überzeugt.

Als sie ausgesprochen hatten, entstand eine Pause, in welcher sie sich, wie die besten Freunde die Hände schüttelten. Der eine sagte: Ich glaube, daß mein Klient verliert. Der Kerl ist übrigens auch ein abgefeimter Schurke.

Nun ja, antwortete der andere; aber der meinige ist wahrhaftig auch kein Engel, und wenn ich Richter wäre, dann käme er mir so gnädig nicht weg.

Wie das Urteil ausfiel, das habe ich nicht abgewartet, denn es ekelte mich an, daß es beiden Advokaten gar nicht darum zu thun war, das Recht zu suchen, sondern daß sie nur nach dem Gelde der Parteien haschten."

Der Vater nickte bestätigend mit dem Kopfe. „Ich habe es immer so gefunden," sagte er.

„Dann wirst Du Dich nicht wundern, daß ich daran denke, den Juristen an den Nagel zu hängen."

„Das höre ich zum ersten Male, und ich muß mich allerdings darüber wundern. Aber jetzt im letzten Semester noch umsatteln, das hat seinen Haken. Was willst Du denn studieren?"

„Darüber habe ich oft nachgedacht, Vater; aber ich bin noch nicht mit mir im reinen. Mediziner, das wäre ein Fach, in welchem man sich der Menschheit nützlich machen könnte, aber es ist überfüllt. In den Städten giebt es fast mehr Ärzte, als Patienten, und dann kommt noch eines hinzu: Ich kann die Menschen nicht leiden sehen, ohne selbst Schmerz zu empfinden; und das taugt für einen Arzt nicht. Schulmann? Ich würde mich über die ungezogenen und faulen Rangen zu Tode ärgern."

„Ja, was dann aber?"

„Wenn ich alle Fächer durchgehe, dann finde ich kein einziges, welches mich nur halbwegs befriedigen würde."

„Etwas muß der Mensch aber sein."

„Das ist richtig, Vater; er muß etwas sein und zwar ganz sein. Wie ich schon andeutete, ich habe jetzt einen gewaltigen Respekt vor dem Bauernstande. Meine früheren Ansichten haben sich ganz geändert. Der Bauernstand ist der respektabelste von allen, und ich will den Pflug in die Hand nehmen."

Ewald fuhr von seinem Stuhle auf. „Aber, lieber Junge, das hättest Du zehn Jahre früher bedenken sollen. Ich habe jetzt ein Heidengeld an Dich gelegt und mich an den Gedanken gewöhnt, Dich diesen Herbst als Referendar zu sehen."

„Früher fehlte mir die Erkenntnis, jetzt aber stehe ich fest, und ich werde niemals etwas anderes, als Landmann."

„Auf der einen Seite kann es mir lieb sein, daß der Sonnenhof nach meinem Tode seinen rechten Herrn behält, aber auf der anderen gebe ich Dir zu bedenken, daß man die Landwirtschaft auch nicht von heute auf morgen lernt. Es ist eben ein Handwerk wie jedes

andere, und wer ein tüchtiger Bauer werden will, der muß von der Pike an dienen und darf Sonnenschein und Regen, Frost und Schnee ebensowenig scheuen, als körperliche Anstrengung."

„Ich will Dich schon zufriedenstellen, Vater, und Du sollst noch Deine Freude an mir haben."

„Es sei denn. Erträgt Dein Kopf die Reise?"

„Das würde ihm etwas viel zugemutet sein; auch möchte ich bis zum Herbste noch Vorlesungen über den Ackerbau hören."

„Ich habe nichts dafür übrig, mein Sohn. Die gelehrten Herren sind alle miteinander nicht im stande, eine gerade Furche zu bauen, und was sie schwatzen, das kann ich Dir auch sagen, vielleicht noch besser, und jedenfalls praktischer."

„Es ist möglich, Vater, aber die Vorlesungen möchte ich doch noch hören."

„Es sei Dir denn zugestanden, aber mit dem Schlusse des Semesters kommst Du auf den Sonnenhof. Geschenkt wird Dir aber nichts, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Will auch nichts geschenkt haben."

„Ich fürchte, Du wirst noch anders sprechen. Nun will ich in die Studentenkneipe gehen und ein Mittagessen nehmen."

„Wollen wir nicht lieber zusammenbleiben und uns zwei Portionen von den Wirtsleuten nehmen? Die Studentenkneipe ist ein verrufenes Nest und die jungen Leute, die dort verkehren, sind keine Gesellschaft für Dich. Sie fürchten weder Gott, noch seine Gebote und sprechen so frivol, daß ich fast niemals ohne Streit von ihnen wegkomme."

„Nun, in Deiner Gesellschaft zu speisen, ist mir noch viel lieber. Ich kann ohnehin nur bis zum Abend bleiben, dann muß ich wieder weg, denn wir haben auf dem Sonnenhofe alle Hände voll zu thun."

Leo wußte seinen Vater mit Lug und Trug zu fesseln, bis der Abend kam. Es war ihm nur darum zu thun, ihn vom Zusammentreffen mit Studenten abzuhalten, denn von diesen hätte er mehr erfahren können, als ihm lieb gewesen wäre.

Ewald nahm von dem Sohne Abschied und machte sich auf den Heimweg. „Es ist mir eigentlich lieb so," sprach er zu sich selbst; „aber er wird noch Lehrgeld bezahlen müssen und sich bald wieder nach Bonn zurücksehnen, aber das soll er sich vergehen lassen. Wenn er einmal A gesagt hat, dann muß er auch B sagen, mag es ihm auch noch so schwer ankommen."

Leo atmete auf, als sein Vater fort war. „Dem Himmel sei Dank," sagte er; „er ist mir nicht hinter die Schliche gekommen, und wenn ich einmal von der Universität fort bin, dann hat es gute Wege; er kommt dann nicht mehr nach Bonn."

Seine Wunde heilte. Anfangs hatte er noch eine Verkrustung auf dem Gesichte, aber diese ging ab, und nun zeigte sich eine lange weiße Narbe, die er immer behielt.

Während seiner Krankheit war sein Geld ziemlich geschont worden, aber er hatte nicht die Absicht, so schnell nüchtern zu werden, und auf die Studentengewohnheiten zu verzichten. Auf dem Sonnenhofe konnte er mit dem Reste seines Geldes nichts anfangen; es sollte deshalb verjubelt werden, und das gelang ihm über alle Maßen, denn die drei Monate, welche er noch auf der Universität

zubrachte, lebte er in einem beständigen Freudenrausch, und als sie verstrichen waren, besaß er von dem Reste keinen Heller mehr, so daß er sich zur Rückkehr in seine Heimat nicht einmal ein Billet der vierten Eisenbahnklasse erlauben durfte, sondern zu Fuß wandern mußte.

Auf dem Heimwege schwirrte das tolle Studentenleben noch in seinem Kopfe herum. Er sah demselben wie von ferne zu und fragte sich, ob er es auf dem einsam gelegenen Sonnenhofe werde aushalten können. Seinem Vater hatte er Vorfabelungen gemacht, als ob die Landwirtschaft ihn anziehe und seine Neigungen für dieselbe sich immer mehr entwickelten; in Wahrheit aber widerte sie ihn an, und er hatte sich nur dazu entschlossen, weil er ganz genau wußte, daß er als Student niemals zum Ziele kam, sondern alle Tage gewärtigen mußte, fortgeschickt zu werden.

Reue über sein vergangenes Leben empfand er nicht; er würde dasselbe im Gegenteile in derselben Weise fortgesetzt haben, wenn er gekonnt hätte; aber sein strenger Vater mußte sein wüstes Treiben doch einmal erfahren, und da demselben nichts in der Welt mehr zuwider war, als Zeit- und Geldverschwendung, so mußte es denn zu harten Reibungen kommen.

Oft hatte er gesagt: „Wenn ich wüßte, daß mein Sohn Leo nicht umschlüge, dann würde ich die Hälfte oder drei Viertel meines Vermögens noch zu meinen Lebzeiten an wohlthätige Anstalten geben.“ Das mußte auf jeden Fall verhütet werden, und er konnte an der Arbeit nicht vorbei, aber es kam ja auch die Zeit, wo er nach eigenem Ermessen handeln konnte; dann wollte er sich entschädigen.

Vorläufig galt es, seinen Vater zu bestimmen, daß

er seinen einjährigen Militärdienst abmachte, ehe er in die praktische Landwirtschaft eintrat. Das war eine angenehme Fortsetzung des lustigen Lebens.

Nach einer langen Wanderung erreichte er den Fuß des Berges, auf welchem der Sonnenhof lag. Das stattliche Anwesen war ihm früher niemals so in die Augen gefallen, wie heute. Er ließ seinen Blick vom Fuße bis zur Spitze des Bergwaldes schweifen. „Welch eine Menge schönes Holz," sagte er zu sich selbst. „Meine Schuld beim Juden kann noch tüchtig steigen. Ich brauche nur zuweilen einen Strich Bäume schlagen zu lassen, so ist er bezahlt, ohne daß dem Sonnenhofe der geringste Nachteil erwächst. Wozu auch die vielen Bäume? Die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel reichen vollkommen aus. Es ist nur so eine Marotte von meinem Vater. Es soll kein leeres Plätzchen im Walde sein. Die veralteten Vorurteile müssen auch auf dem Sonnenhofe aufhören. Freilich, solange mein Vater lebt, darf ich keinen Finger daran legen, aber nachher will ich schon sorgen, daß bares Geld in die Kasse kommt." Mit solchen Gedanken stieg er den Berg hinan und erreichte das Thor zum Sonnenhofe.

IV.

Vater und Mutter saßen beim Vesperbrote, als er eintrat. Beide erhoben sich freudig und streckten ihm mit dem Rufe: „Guten Tag, Leo," die Hände entgegen. Franziska bemerkte sogleich die weiße Narbe, welche auf der rechten Seite seines Gesichtes von den Augenbrauen bis zum Kinn herabging.

„Dein Vater hat mir von Deiner Verwundung erzählt," sagte sie, „und ich habe viel Angst um Dich ausgestanden. Ich freue mich, daß Du nicht mehr auf der Universität bist, damit endlich die mir so verhaßten Raufhändel aufhören."

„Ich bin auch kein Freund von Raufereien," sprach Ewald, „aber in diesem Falle entschuldige ich ihn, denn er ist mannhaft für den Bauernstand eingetreten. Ich lasse nichts darauf kommen, und würde an seiner Stelle ebenso gehandelt haben."

„Es ist jetzt vorüber, und wir wollen nicht darüber streiten," sprach die Mutter. „Setze Dich zu uns und laß Dir den frischen Honig wohl schmecken."

„Das will ich, Mutter; ich bin müde und hungrig, denn ich habe den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt. Bei meinem Abgange von der Universität gab es noch allerlei zu berichtigen, und es blieb mir kein Pfennig übrig; aber ich wollte nicht um Geld schreiben, weil ich dann noch warten und neue Ausgaben hätte machen müssen."

„Du hast wohl gethan," sprach Ewald. „Wer ein Bauer werden will, der muß sich körperliche Strapazen gefallen lassen; sie sind mit dem Stande unzertrennlich verbunden. Es ist Dir doch noch ernst damit?"

„Vollkommen, Vater; ich sehne mich nach Arbeit. Wenn nur die dumme Militärgeschichte nicht dazwischen käme! Vielleicht wäre es am besten, ich machte sie vorher ab, damit ich nicht aus meinem Bereiche gerissen werde, wenn ich kaum angefangen habe."

„Daraus wird nichts," sprach Franziska energisch; „ich habe Dich nun einmal hier und lasse Dich nicht mehr fort, bis ich muß."

Der Vater, welcher in den meisten Fällen der Meinung seiner Gattin beipflichtete, schlug sich auch jetzt auf ihre Seite. „Das Soldatwerden kommt noch immer früh genug," sagte er, „und es ist gut, wenn Du Dich ein Jährchen eingewöhnst. Eben jetzt kommt mir Deine Anwesenheit gerade recht, denn ich werde höllisch von der Gicht geplagt und kann oft nicht auf dem Felde sein, wenn es gerade notwendig ist. Ich weiß wohl, daß Du noch nicht die Kenntnis hast, mich zu vertreten, aber die Anwesenheit des Sohnes hält die Arbeiter doch vom Faullenzen zurück."

Leo verwünschte im Herzen den Einfall seiner Eltern, aber er gab sich den Anschein, als ob es ihm selbst so am angenehmsten sei, und um seine Aufrichtigkeit zu

bestätigen, sprach er: „Mutter, in dem Studentenanzuge kann ich nicht hinter dem Pfluge gehen. Du wirst also die Güte haben müssen, mir einen Bauernanzug machen zu lassen.“

Lächelnd gab sie zur Antwort: „Das ist schon geschehen, mein Sohn. Wenn Du willst, kannst Du Dich gleich umkleiden. Deine Stube ist in Ordnung und den Bauernanzug findest Du im Kleiderkasten.“

Leo sprang von seinem Stuhle auf und ging in die Kammer. Kaum hatte er die Thüre hinter sich, so lagerte sich ein tiefer Verdruß auf seinem Gesichte und zwischen seinen Zähnen preßte sich ein Fluch hindurch; aber er mußte sich fügen und sich willfährig zeigen, denn er wußte, daß sein Vater stramme Seiten aufzog, wenn er Unrat witterte. Mißmutig legte er seine Studentenkleider ab und zog das Bauernkostüm an, dann kam er mit einem fröhlichen Gesichte zurück und rief: „So, nun bin ich ein Bauer!“

Franziska warf einen stolzen Blick auf seine stattliche Gestalt. Es dünkte ihr, daß er erst jetzt wieder ganz ihr Sohn sei. In dem Studentenrocke war er ihr immer ein wenig fremd vorgekommen, jetzt aber gehörte er wieder ganz ihr. „Die Kleider stehen Dir ganz gut,“ sagte sie; „nun tritt in die Fußstapfen Deines Vaters und werde ein ganzer Bauer, damit die Leute sagen: Der Sohn hat den Sonnenhof ebensogut in Ordnung gehalten, als der Vater.“

„Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Mutter. Nun möchte ich aber auch gleich aufs Feld!“

„Heute kann nicht viel mehr geleistet werden,“ sagte Ewald, „aber wir wollen einen Spaziergang in den Wald machen; da giebt es auch manches zu lernen.“

Sie verließen das Haus und begaben sich zunächst in den Tannenwald. Hier kamen sie in einen Schlag, wo die jungen Stämme so dicht aufeinander standen, daß man sich nicht hindurchdrängen konnte, sondern auf den Wegen bleiben mußte.

„Sie sind dicht gesäet worden," sprach Ewald, „denn in der Jugend lieben sie es, fest aneinander zu stehen, aber jetzt haben sich die Stämmchen schon so stark entwickelt, daß die Zweige keinen Raum mehr finden und zu wenig Luft und Licht vorhanden ist. Sie müssen gelichtet werden. Die meisten Stämmchen haben jetzt die Dicke und Länge für Bohnenstangen, und der Abfall kann auf dem Herde verbraucht werden. Man schlägt so viel, daß die Bäume Platz behalten, sich zu entwickeln. Später kommt dann eine Zeit, wo man abermals ausdünnt und zuletzt bleibt für die größten Bäume noch Platz genug. Eine vernünftige Forstwirtschaft wirft jedes Jahr etwas ab, aber man darf nicht ohne Gedanken zu Werke gehen, sondern muß wohl überlegen, was man thut. Da kommt unser Förster und Jäger Franz Holm; er soll uns begleiten, denn Du kannst viel von ihm lernen.

Holm," rief Ewald, „gehen Sie mit uns!"

Der Jäger kam näher und legte grüßend die Hand an die Mütze.

„Da haben wir unseren Studenten wieder," sagte Ewald. „Er hat die Bücher aufgegeben und will ein Bauer werden, wie sein Vater. Es sollte mir lieb sein, wenn Sie ihm einen rationellen Begriff von der Forstkultur beibringen."

„Was ich weiß, habe ich zumeist von Ihnen gelernt, Herr Sonnenberg. Als ich im Alter Ihres Sohnes war, hatte ich noch keinen rechten Begriff von der Wichtigkeit

dieser Kultur, aber an Ihnen hatte ich einen vortrefflichen Lehrer und jetzt weiß ich den Wald zu würdigen."

„Ist es schwer, die Forstkultur zu lernen?" fragte Leo.

„Es ist allerdings viel zu beobachten, aber wenn man Liebe zu den Bäumen hat und gut beobachtet, dann lernt sich vieles von selbst. Ein studierter Herr, wie Sie sind, hat es ja leichter weg, wie unsereiner. Sehen Sie, junger Herr, da ist eine Föhre, deren Nadeln ganz unlustig drein sehen und hin und wieder fangen die Zweige an, zu verdorren. Das ist ein sicheres Zeichen, daß sich unter der Rinde Larven von Käfern eingenistet haben. Glücklicherweise beschränkt sich das Übel noch auf den einen Baum, aber wir dürfen den garstigen Insekten keine Zeit lassen, sich zu entwickeln, sonst stecken sie uns nach und nach den ganzen Nadelholzwald an, und Ihr Vater hat dann einen unberechenbaren Schaden. Solche kranke Bäume müssen rasch umgehauen und in die Küche befördert werden, damit die Brut von den Flammen verzehrt wird."

Holm trug einen breiten Ledergürtel um den Leib, in welchem ein Beil steckte. Er nahm es heraus und hieb den Baum am Boden an. Es waren gewaltige Streiche, die er führte, denn er stand in seinem kräftigsten Alter und hatte Mark in den Knochen. Als der Baum auf der einen Seite halb durchgehauen war, nahm er die andere in Angriff, und hieb darauf los, bis nur in der Mitte noch ein Teil feststand.

„Halt," sagte Ewald; „er muß über diese Seite fallen, sonst richtet er unter seiner Umgebung Schaden an. Man muß sich immer in acht nehmen, daß man beim Fällen der Bäume keinen Nachbarstamm beschädigt, denn das rächt sich immer bitter."

Die drei Männer stellten sich jetzt an den Baum und drückten ihn mit vereinten Kräften nach der leeren Seite. Bald gab er nach und fiel krachend zu Boden. Der stehen gebliebene Wurzelstock war unten zersplittert. „Wäre es eine Buche," sagte Holm, „so würde ich ihn glatt hauen, weil sie wieder ausschlägt und junges Holz bringt, bis man den ganzen Wurzelstock ausrotten und einen neuen Baum pflanzen kann; aber bei den Nadelhölzern ist das nicht nötig; sie schlagen nicht aus, und je eher die Wurzel im Regen verfault, desto besser ist es, denn sie giebt Humus und verbessert den Boden. Sobald das Laub von den Bäumen fällt, pflanzen wir neben dem Stumpfen eine neue Tanne, und dann können Sie dabei sein und zusehen, wie der Pflänzling aus dem Boden gehoben und hier eingesetzt wird. Praktisches Mitarbeiten lehrt am schnellsten."

„Das Holz soll heute von den Knechten geholt werden," sagte Ewald, und sie begaben sich tiefer hinab in den Buchenwald, wo Holm die Stämme bezeichnet hatte, welche im Winter gefällt werden sollten.

„Warum sind es gerade diese?" fragte Leo.

Der Vater gab ihm folgende Erklärung: „Dieser Riese ist ausgewachsen. Längeres Stehenbleiben hat keinen Zweck; deshalb muß er gefällt werden."

„Aber woran kann man wissen, daß er ausgewachsen ist?"

„Das lernt sich mit der Zeit durch längere Beobachtung. Holm wird Dir Anleitung geben. Die übrigen Bäume haben irgend einen Schaden, diese durch Windbrüche, jene durch Blitzschlag und andere durch Anfaulen. Vernachlässigte Äste, welche angefault sind, tragen den Schaden auch in den Stamm und er wird mit jedem

Jahre weniger wert. Da ist es besser, man haut sie zeitig um."

Auch im Eichenwalde waren Bäume zum Schlagen bestimmt, und bei den meisten lag dieselbe Ursache vor. „Sieh'," sagte der Vater, „die Forstkultur erfordert verhältnismäßig wenige Auslagen und Arbeit. Das Holz wächst von Jahr zu Jahr in den Wert und die Einnahme steigert sich ganz erstaunlich, wenn man vernünftig verfährt. In diesem Jahre schlagen wir nur wenig Holz, aber der Erlös reicht hin, um den ganzen Bedarf des Hofes zu decken. Das sind schöne Resultate, und sie müssen für Dich ein Antrieb sein, den Forst in Ehren zu halten."

Leo nickte, aber er hatte ganz andere Gedanken dabei, als der Vater. „Wenn ich einmal zur Herrschaft komme, dann soll der Wald bluten, denn die Summen, welche beim Holze herauskommen, sind noch viel bedeutender, als ich mir gedacht habe."

Am folgenden Morgen mußte Leo mit aufs Feld. „Eigentlich," sagte der Vater, „müßtest Du als Enk anfangen, denn es ist für einen Bauern notwendig, daß er von der Pike an lernt, aber ich will Dir die Anfänge ersparen und Dich dem Meisterknechte besonders empfehlen, denn er versteht die Ackerwirtschaft aus dem Fundamente und ist dazu arbeitsam und auf den Nutzen seines Herrn ernstlich bedacht. Komme nun mit!"

Sie begaben sich auf das Feld, wo der Meisterknecht eben mit dem Umpflügen eines großen Stückes Ackerland zu Ende gekommen war. Die Furchen waren schnurgerade und die eine kein Härchen breiter, als die andere, so daß selbst den Studenten bei diesem Anblicke eine Art von Respekt überkam.

„Martersteg," sagte Ewald, „mein Sohn hat sich entschlossen, die Ackerwirtschaft zu lernen, und es ist mir lieb, weil ich hoffen darf, daß es dann nachher um den Sonnenhof gut steht. Nimm Du ihn in die Lehre und bringe ihm alles gründlich bei. Du sollst ihm nichts schenken, sondern ihn gerade so behandeln, wie die Knechte. Morgens muß er mit dem Glockenruf aus dem Bette, und er soll den ganzen Tag über an Deiner Seite sein. Wenn ich selbst nicht da bin, wirst Du mir über ihn berichten."

Martersteg schaute etwas verwundert auf; aber in seinen eisernen, scharfgeschnittenen Zügen ging kaum eine Veränderung vor sich. „Baas," sagte er, „es ist meine Pflicht, Ihnen zu gehorchen, und ich nehme den Auftrag an, aber nicht gerne, denn es ist viel leichter, aus einem Bauern einen Studenten, als aus einem Studenten einen Bauern zu machen. Glaubt der Herr denn, daß es seinem studierten Sohne ein Vergnügen machen wird, hinter dem Pfluge und der Egge zu gehen, sich von der Sonne braten, vom Regen durchnässen und vom Winde rütteln zu lassen?"

„Mit der Zeit wird es ihm Vergnügen machen."

„Das gebe Gott, Baas. Bisher aber sind viele gescheide Leute anderer Meinung gewesen. Bei den Studenten soll der Durst eine wichtige Sache sein, wie man sagt."

„Auf dem Sonnenhofe giebt es im Durchschnitt nur Wasser, und davon wird in der Regel nicht übermäßig getrunken."

„Aber, Baas, die lateinischen Bauern haben in der Regel den Kopf voll wissenschaftlicher Neuerungen, die viel Geld kosten und wenig einbringen. Man spricht

jetzt viel von Dampfpflügen, Dampfmäh- und Dampfsäemaschinen —"

„Laß das meine Sorge sein. Wenn ich einmal einsehen sollte, daß auf dem Sonnenhofe der Dampf eingeführt werden muß, dann geschieht es, eher aber nicht. Deine freimütige Sprache verzeihe ich Dir, denn ich weiß, daß kein Falsch in Dir ist und daß Dir das Wohl des Hofes am Herzen liegt. Nun gieb ihm die erste Lektion."

Als Ewald sich entfernt hatte, setzte sich der Meisterknecht auf den Pflug und redete seinen jungen Herrn also an: „Dem Baas habe ich meine Meinung gesagt, weil ich ihn vor Schaden und Sie vor dem Bauernstande behüten wollte. Ein Vater sieht bei seinen Söhnen weniger scharf, als ein Fremder. Nun habe ich Sie, junger Herr, von Kindesbeinen an gekannt, und weiß ganz genau, daß Sie ein schlechter Bauer werden. Sie mochten schon früher keine Hand schmutzig machen und nicht in den Kot treten. Jetzt aber, wo Sie so lange auf Schulen gewesen sind, wird sich diese Abneigung noch gesteigert haben, und ich sehe voraus, daß Sie es auf die Dauer nicht aushalten. Darum glaube ich wohlgethan zu haben, Ihnen meine Meinung zu sagen, denn noch ist es eben Zeit!"

Hätte dem Leo ein anderer diese Worte gesagt, so würde er sie nicht halb so geduldig angehört haben, aber vor dem Martersteg hatte er immer einen großen Respekt gehabt und sich niemals bei seinem Vater beklagt, wenn der Meisterknecht ihn für leichtsinnige Streiche züchtigte.

Auch jetzt begnügte er sich damit, zu sagen: „Versuche es nur einmal mit mir; ich will mir ernstliche Mühe geben, ein tüchtiger Bauer zu werden."

„Ich glaube nicht recht daran, aber wenn Sie Wort

hielten, dann ließen sich die von Moses Aaron geborgten Summen verschmerzen."

Leo wurde flammend rot und fragte hastig: „Was weißt Du davon?"

„Ich weiß alles, junger Herr; ich kenne die kostspieligen Mahlzeiten, die Bier- und Weinkommerse, die versäumten Kollegien und Ihre ganze Lebensweise. Ich weiß auch, daß es mit der Jura nur eitel Wind war."

Leo schaute ihn betroffen an. „Hast Du meinem Vater davon gesagt?"

„Nein, ich bin kein Angeber; ich sage den Leuten lieber direkt vor den Kopf, was Sie wissen müssen, und ich meine, daß auch Sie besser thäten, Ihrem Vater ein reumütiges Geständnis zu machen. Es wird allerdings eine harte Stunde werden, aber es ist doch besser so. Wenn Ihr Vater alles weiß, dann kommen Sie von dem Juden los, sonst aber bleiben Sie in seinen Klauen und geraten immer tiefer hinein. Nehmen Sie sich vor dem Moses Aaron in acht."

„Meinem Vater kann ich das nicht sagen; ich würde in den Erdboden versinken."

„Und doch wäre es besser! Vielleicht bekommen Sie nach und nach selbst diese Überzeugung. Wie ist es, wollen Sie nun wirklich Bauer werden?"

„Ich will es," antwortete Leo, denn es blieb ihm in der That nichts anderes übrig. Er ging sogar noch einen Schritt weiter und dachte: „Ich muß es ernst nehmen und mich anstrengen, sonst wäre er im Ärger vielleicht fähig, zu verraten, was ich so gerne geheim halten möchte."

„Nun denn, in Gottes Namen, Herr Leo, aber denken Sie nicht daran, daß ich Ihnen etwas schenken

werde; ich muß eben auf strengen Fleiß halten, wenn ich Ihnen und Ihrem Vater nützen soll. Also an die Arbeit! Dieses Feld muß geegt werden; es gehört nicht viel Kunst dazu, denn es kommt nur darauf an, daß die Furchen gehörig zerkleinert werden. Wir wollen an diesem Ende anfangen, denn hier ist der Boden durch die Sonne schon mürbe und locker geworden. Dort liegt die Egge; spannen Sie die beiden Pferde daran. Sie haben ja schon gesehen, wie es gemacht wird."

Gesehen hatte er es allerdings schon, aber nicht genug acht gegeben; deshalb mußte Martersteg es ihm vormachen.

Er wandte nun die Egge um, so daß die Zinken auf den Boden kamen, und beschwerte sie mit einer dicken Steinplatte, damit sie tief eindringen konnte.

„Es ist nicht viel dabei zu thun," sagte er; „Sie haben nur die Pferde am Zügel zu nehmen und quer über die Furchen zu gehen, so daß der letzte Eggenzahn hier die Grenze faßt. Nun vorwärts. Halten Sie möglichst gerade, denn auch beim Eggen muß man hübsch arbeiten. Ich bleibe hier stehen und schaue Ihnen nach. Passen Sie selbst auf, wo es einen Vorteil zu erringen giebt."

Leo fand das Schreiten über die hohen Furchen nicht sehr angenehm; er wurde sehr müde davon und empfand schon gleich in den ersten zehn Minuten den Unterschied zwischen dem Pflügen und einem Studentenkommers. Als er am unteren Ende angekommen war, winkte ihm Martersteg, die Pferde umzuwenden. Er that es und schritt nun auch über die Furchen zurück. Als er bei dem Meisterknechte angekommen war, zeigte ihm dieser, daß er in der Mitte einen Streifen gar nicht gefaßt hatte.

„Wären Sie auf der linken Seite über den schon geegten Boden gegangen," sagte Martersteg, „dann wären Sie nicht halb so müde geworden und hätten auch verhütet, daß der Streifen liegen geblieben wäre. Bei allem, was man thut, muß man nachdenken, sonst wird nichts Rechtes daraus. Das Denken sollte aber einem Studenten leichter werden, als einem Bauernknechte.

Leo nahm den Stich schweigend hin; er mußte sich mit dem Meisterknechte ja gut halten, damit dieser ihn nicht verriet. Nachdem er noch einige Male auf- und abgepflügt hatte, sagte der Meisterknecht: „Fahren Sie so fort; ich muß einmal bei den anderen Knechten nachsehen."

„Na," dachte Leo, „ich werde mich wohl bestreben müssen, die Landwirtschaft zu erlernen, denn mein Vater und Martersteg sind gleich unerbittlich, und wo sollte ich auch hin, und was könnte ich anders machen? Ich wüßte es wahrlich nicht!"

Unausgesetzt hielt er sich an die Arbeit, aber er wurde entsetzlich müde; er glaubte, Arm und Beine fielen ihm herunter, und die Zunge klebte ihm am Gaumen. O, nur einen einzigen Schluck Bier," seufzte er. „Hätte ich jetzt ein wenig von dem vergeudeten Weine und Champagner, wie froh wollte ich sein. Eben wollte er eine Pause machen. Da sah er in der Ferne seinen Vater, und nun wagte er es nicht mehr, sondern setzte das Auf- und Abschreiten fort, bis Martersteg zurückkam.

„Ich sehe, wie es mit Ihnen steht," sagte dieser lachend. „Kommen Sie her und rasten Sie sich ein wenig; ich werde unterdessen weiter eggen. Übrigens sind Sie nicht allzurasch gewesen; das geegte Stück müßte noch einmal so groß sein."

Marterſteg hatte allerdings einen ganz anderen Schritt, und die Pferde wurden an ſeiner Hand ordentlich lebendig und munter. Leo legte ſich an der Grenze des Stückes nieder und ſah dem Meiſterknechte zu. Da regte ſich der Ehrgeiz in ihm, und er nahm ſich vor, es ihm mit der Zeit gleichzuthun.

Nach einer halben Stunde übergab ihm der Meiſterknecht die Leitung wieder und ſagte: „Nun etwas wackerer darauf geſchritten. Wir müſſen das ſchöne Wetter ausnützen.“

Stundenlang wurde das Eggen fortgeſetzt. Endlich war das gepflügte Stück zu Ende und Leo atmete hoch auf.

„Nun muß die Quere darüber gegangen werden,“ ſagte Marterſteg; „wir ſind mit dem Eggen erſt zur Hälfte fertig.“

„Mein Gott,“ ſeufzte Leo, „ich kann nicht mehr voran.“

„So raſten Sie ſich, bis es wieder geht; ich werde unterdeſſen die Arbeit fortſetzen. In den erſten Tagen kann man ja etwas Nachſicht üben; nachher aber müſſen Sie den ganzen Tag durchſetzen.“

Nach einer Stunde mußte er wieder an die Egge und dabei bleiben, bis die Hofglocke zum Mittageſſen rief.

Puſtend und keuchend kam er heran und fragte, warum denn zweimal geegt werde.

„Damit der Boden recht klein wird, denn zwiſchen großen Schollen kann der Roggen nicht wachſen.“

„Das iſt aber eine wahre Heidenarbeit.“

„Ohne Fleiß und Schweiß kein Halm und Reiß.“

Das Mittagbrot hatte ihm niemals ſo gut geſchmeckt, als heute, aber er konnte es dennoch nicht bis zu Ende mitmachen. Die Gabel entfiel ſeinen Händen; er ſank in ſeinem Stuhle zurück und ſchlief ein.“

Franziska beschaute ihn mit einem mitleidigen Blicke. „Er hat für den ersten Tag etwas hart daran gemußt," sagte sie.

„Ja, Martersteg spaßt nicht, aber der Junge wird sich nach und nach gewöhnen. Es hat etwas für sich, daß einem von Anfang an nichts geschenkt wird, sonst gewöhnt man sich die Halbheit an. Nur Geduld, es wird sich schon machen."

Das Stündchen Mittagsruhe war ihm viel zu kurz. Als die Mutter ihn weckte und ihm sagte: Der Meisterknecht wartet draußen, da glaubte er, erst soeben die Augen geschlossen zu haben, aber wenn Martersteg rief, dann durfte er nicht auf sich warten lassen. Er erhob sich, reckte die Arme ein paarmal und ging in den Hof, wo der Meisterknecht schon mit den Pferden bereit stand. Jedes hatte einen Sack mit Saatfrucht auf dem Rücken und der Meisterknecht hatte sich einen Saatkorb vorgeschnallt.

Im Felde angekommen, hob er die Säcke von den Pferden, legte den Saatkorb darauf und sagte: „Nun setzen Sie das Eggen fort, bis ich wiederkomme; ich muß zu den Knechten."

Trotz der Steifigkeit seiner Beine sputete sich Leo, denn [illegible] ihm viel daran, Martersteg's Zufriedenheit zu erwerben.

Als derselbe zurückkam, hatte er gerade die letzte Wendung gemacht und sagte triumphierend: „Ich bin fertig."

„Es hat allerdings besser geräumt, als heute morgen. Mit der Zeit wird es schon gehen. Spannen Sie die Pferde jetzt an die schwere Walze; denn damit muß über das ganze Stück gegangen werden."

„Wozu das aber?“

„Aus zweierlei Gründen. Erstens werden dadurch die Schollen noch mehr zerkleinert und zweitens kann ich gleichmäßiger säen. Wenn die Körner auf den flachen Boden fallen, dann kommen sie in gleicheren Entfernungen auseinander, als wenn sie in die kleinen Gruben rutschen. Fangen Sie hier an der Grenze an und sehen Sie darauf, daß Sie immer hübsch am Rande bleiben und gerade walzen.“

Mit einem Seufzer schickte sich Leo an, seiner Anweisung zu folgen. Der Meisterknecht aber füllte den Säkorb mit Roggen, schnallte sich denselben um und schritt säend hinter ihm her. Unten mußte Leo wenden, und er konnte nicht rasten, denn Martersteg folgte ihm immer auf dem Fuße. Das dauerte fast bis zum Abende fort.

Als das ganze Stück besäet war, sagte der Meisterknecht: „Nun muß das ganze Stück wieder übereggt werden.“

„Wozu das aber?“

„Nun, das sollte ein Student doch wissen. Der Samen liegt jetzt bloß und ist eine gemächliche Beute für die Vögel; auch kann er keine Wurzel fassen, wenn er nicht mit Erde bedeckt ist. Seien Sie [illegible]ggen vorsichtig, damit Sie jedes Korn unter den Boden bringen.“

„Das ist ja eine schreckliche Arbeit!“

„Damit hat es aber sein Bewenden noch nicht. Wenn das Eggen geschehen ist, muß wieder gewalzt werden.“

„Wozu das aber?“

„Damit die Körner fest liegen und auch diejenigen, welche etwa noch oben geblieben, eingedrückt werden.

Morgen muß ich auf einem anderen Felde sein und kann Sie nicht ablösen. Wenn Sie fleißig sind und keine Zeit vertrödeln, können Sie morgen abend mit den beiden Arbeiten fertig sein. So ist es auch ausgerechnet, und es muß so geschehen, wenn die ganze Saat zeitig in der Erde sein soll. Nun können Sie sich wieder ruhen. Ich werde für Sie eggen."

Endlich wurde es dunkel; da spannte Martersteg die Pferde ab und brachte sie auf den Weg.

„Sollen wir nicht reiten?" fragte Leo.

„Nein, ich leide es auch bei den Knechten nicht, denn die Tiere müssen sich härter plagen, als die Menschen."

Halbtot kam Leo auf dem Hofe an. Auf dem Heimwege dachte er: „Wenn ich das vorhergewußt hätte, so wäre doch das Studieren besser gewesen." Es kam ihm in den Sinn, ob er es nicht wieder aufnehmen sollte; aber das ging nicht, denn er hatte die drei Universitätsjahre nur gefaullenzt, auch fühlte er wohl, daß es mit dem Studieren überhaupt nichts wurde. Mit Ach und Krach hatte er sich durch das Gymnasium gewunden, und was er dort gelernt, war meistens wieder verschwitzt."

Das Abendessen war schon aufgetragen, als er in die Stube trat. Mit einem verdrießlichen Gesichte ließ er sich nieder, und als der Vater fragte: „Nun, wie gefällt's," da gab er zur Antwort: „Alle Glieder singeln mir."

„Das wird so sein, aber nach und nach geht es besser."

„Könnte ihm denn nichts abgenommen werden?" fragte Franziska, welche Mitleid mit ihm hatte.

„Nein, liebe Frau; er muß alles selbst durchmachen, das ist unerläßlich. Wer später anordnen und befehlen will, der muß früher alles gelernt haben, sonst weiß er

nicht, wie es gemacht wird, und was man von den Knechten verlangen kann."

„Es geht nicht anders; ich muß es durchsetzen," dachte Leo, und es wollte ihm bedünken, daß es besser sei, wenn er sich ganz ergebe und nicht mehr murre.

Daß er ungewiegt schlief, brauche ich wohl nicht besonders zu versichern.

Am folgenden Tage führte der Vater selbst die Aufsicht über ihn, aber er löste ihn nicht ab, wie es der Meisterknecht gethan hatte, sondern schalt ihn, wenn er nicht hurtig genug voran machte.

Als Leo am folgenden Tage wieder mit Martersteg ins Feld zog, sagte er: „Das Eggen und Walzen kann ich nun; jetzt will ich ans Pflügen."

„Das geht ja frisch," antwortete Martersteg lächelnd; „aber vor allen Dingen darf der junge Herr nicht vergessen, daß ich zu bestimmen habe, wenn das Pflügen losgeht, und nicht er. So weit sind wir noch nicht, daß Sie sagen dürften, Sie könnten etwas. Sie haben ein paarmal geegt und gewalzt, wie ich ein paarmal in meinem Leben Wein getrunken habe, aber noch lange kein Trinker bin. Später werden Sie einsehen, daß es mit Ihrem Können noch nicht weit her ist. Da Sie aber den Wunsch haben, zu pflügen, so will ich es Ihnen gestatten. Wahrscheinlich, wenigstens darf ich das voraussetzen, kennen Sie die Pflüge der Griechen und Römer, aber nicht den unsrigen, und da werden wir wohl erst eine kleine Lehrstunde halten müssen."

„Ei, das ist doch ein Pflug!"

„So sollte ich meinen, aber es genügt nicht, daß man äußerlich einen Pflug von einem Bierkruge unterscheiden kann, sondern man muß auch seine Teile und

die Anwendung derselben kennen. Manchmal ist seicht, manchmal tief zu pflügen, bald hat man schmale, bald weite Furchen zu machen, bald nur den Boden aufzuritzen, bald die Oberfläche breit umzustürzen, und dazu brauchte man die einzelnen Teile. Glauben Sie noch, daß Sie den Pflug kennen?"

„Nein, ich warte auf die Vorlesung."

„Sie sind ein gelehrter Kopf," sagte Martersteg, „aber wenn ich Ihnen alles auf einmal erklärte, würde es Ihnen doch zu viel werden, darum will ich mich heute mit dem begnügen, was wir gerade brauchen, und mit dem anderen warten, bis wir daran kommen."

„Ich höre."

Der Meisterknecht gab ihm eine bündige Erklärung der Teile, die sie heute brauchten, zeigte ihm auch die Haltung des Pfluges und sagte dann: „Nun gehen Sie neben mir her und sehen Sie zu."

Leo schritt neben ihm her bis an das Ende der langen Furche, dann wandte er sich um und schaute derselben nach. Sie war so gerade, wie eine straff gezogene Schnur, so daß Leo seine Verwunderung nicht verbergen konnte. Er wandte um und begann die zweite Furche.

„Nun fassen Sie einmal den Pflugsterz in die Hand; ich gehe neben den Pferden her, damit sie parieren, denn sie merken gleich, wenn eine fremde Hand am Pfluge ist."

Leo ergriff den Pflug und die Leine, und da er nur den Pflug gerade zu halten hatte, so ging die Sache leidlich. Bei der dritten Furche ging der Meisterknecht neben ihm und begnügte sich damit, den Pferden zuweilen zuzurufen und den Pflug ein wenig rechts und links zu drücken.

Bei der vierten Furche wünschte Leo, einmal ganz

allein zu arbeiten. Lächelnd trat der Meisterknecht zurück und ließ ihn gewähren. Wie Martersteg gesagt hatte, so geschah es; die Pferde parierten ihm nicht, wie er auch an der Leine ziehen und jü, jü schreien mochte. Die Furche wurde sehr krumm, und es dauerte nicht lange, so brachen die Pferde ganz aus derselben heraus und gingen quer ins Feld. Es schien ihnen Spaß zu machen, den jungen Landwirt zu äffen, denn es ging in der Runde und im Zickzack und endlich gaben sie sich ans Galoppieren. Dem jungen Herrn stand der Schweiß auf der Stirne und er rief: „Martersteg, Martersteg!"

Der Meisterknecht hatte Erbarmen, eilte herbei, brachte die Pferde wieder an die Furche und half wie vorhin. Es war für Leo ein wahrer Martertag, und er mußte sich selbst eingestehen, daß er noch nicht das A vom Ackerbau konnte. War es Stolz, war es eine wirkliche Regung zum Bessern? Genug, er nahm sich vor, jedes Ungemach schweigend zu dulden und sich alle erdenkliche Mühe zu geben, um etwas zu leisten. Es hatte den besten Erfolg, und eines Tages hatte er die Freude, daß Martersteg folgende Rede an ihn hielt: „In etwas habe ich mich in Ihnen getäuscht, und das ist mir sehr angenehm. Ich hatte mir nämlich vorgestellt, Sie würden in den ersten acht Tagen die Segel streichen und der Landwirtschaft Lebewohl sagen. Das ist zu meiner Freude nicht geschehen, und ich fange deshalb an, Hoffnung zu schöpfen. Ich will damit nicht sagen, daß Sie eine große Anlage zeigen, nein, das nicht; Sie machen nach, was ich Ihnen vormache, aber, obschon Sie ein Student gewesen sind, so offenbaren Sie doch noch wenig eigenes Nachdenken. Der Bauer ist aber ebensogut auf das Denken angewiesen, wie der Professor an der Universität. Sehen

Sie, junger Herr, wenn Ihnen etwas aufstößt, was Sie nicht verstehen, dann dürfen Sie nicht ruhen und rasten, bis Sie dahinter sind. Kann es durch eigenes Nachdenken geschehen, so ist das am besten; geht das aber nicht, so muß man fragen. Wer das nicht thut, der verdient den Namen eines dummen Bauern, wie sie von den Herren so gerne genannt werden. Ich bin des Glaubens, daß ein Bauer, der seine Sache ganz gründlich verstehen und den größten Nutzen aus seinem Acker ziehen will, nicht weniger zu studieren hat, als ein Gelehrter. Da ist der verschiedene Boden und seine Bestandteile, die man genau kennen muß, um die richtige Bauart und die richtige Düngung anzuwenden; da ist der Wechsel der Saaten; da sind die Zeiten des Säens und der Ernte; da ist die Behandlung während des Wachsens, und noch viele andere Dinge, die sich auf den groben Ackerbau beziehen. Nun ist aber auch der Gemüsebau, die Obstbaumzucht und die Forstkultur zu erlernen. Ferner muß man mit dem jagdbaren Wilde und der Fischerei bekannt und nebenbei noch ein Stück Kaufmann sein. Ihr Vater ist auf allen diesen Gebieten ein Meister, und nur dadurch ist es ihm möglich geworden, den Sonnenhof ganz frei zu machen. Verlieren Sie aber den Mut nicht, junger Herr, denn auf der Oberfläche können Sie schon ein wenig wirtschaften, und wenn Sie so fortfahren, dann kommen Sie auch in die Tiefe. Also Courage!"

Vater und Mutter drückten ihm ebenfalls ihre Zufriedenheit aus, und er konnte wohl merken, daß diese hauptsächlich auf den Berichten des Meisterknechtes beruhten. Das gab ihm Mut und er faßte den festen Entschluß, den Worten Marterstegs, wie rauh sie sich auch oft anhörten, zu folgen.

„Wäre nur der Jude nicht, und hätte ich überhaupt nie den Gedanken gehabt, zu studieren. Jetzt kännte ich schon ein gutes Stück von der Landwirtschaft, hätte keine Schulden und ein reines Gewissen."

Der Jude ließ ihn oft nicht schlafen, und das hatte einen guten Grund. An einem Sonntage begegnete ihm derselbe im Buchenwalde. „Ah, das trifft sich," sagte Moses Aaron; „Sie können mich jetzt gleich zu ihrem Herrn Vater begleiten."

„Was wollen Sie bei ihm?"

„Was ich will? Ich habe einem Advokaten Ihren Fall vorgetragen und der hat mir gesagt, der Sohn sei zwar verbunden, zu bezahlen, aber man könne nicht wissen, wie es mit Leben und Sterben gehe, und auf jeden Fall sei es besser, wenn der alte Sonnenbauer die Schulden seines Sohnes schriftlich anerkennt."

„Ums Himmels willen, was wollen Sie beginnen? Wenn mein Vater die Geschichte erfährt, dann enterbt er mich, und Sie bekommen nichts."

„Irrtum, Irrtum, ich bekomme es gleich, und bis Ihre Eltern sterben, kann ich ohnehin nicht warten."

„Verfluchter Jude, lieber Moses, Herzensaaron, seien Sie doch kein Kind!"

„Kind bin ich nicht, aber ich will mich sicher stellen."

Leo flehte so lange, bis sich der Jude gegen eine kleine Zusatzverschreibung von fünfhundert Thalern bewegen ließ, seinem Vater niemals ein Wort zu sagen. Der Bequemlichkeit wegen hatte er Papier, Feder und Tinte mitgebracht. Sie gingen tiefer in den Wald und setzten sich auf das Wurzelpolster eines Baumes, wo die Schrift angefertigt und unterschrieben wurde.

„Nun machen Sie sich aber auch so schnell als möglich aus dem Bereiche des Sonnenhofes," sagte Leo.

„Ja, junger Herr," antwortete Moses Aaron, „ich gehe, aber mein Gott, was ich an Ihnen, junger Herr, Geld verliere. Die Sümmchen stehen nur auf dem Papiere, aber im Beutel habe ich sie nicht. Wenn der Sonnenhof abbrennt oder der alte Herr in Schulden gerät, dann bin ich geprellt. Gott, man sollte jungen Leuten niemals Geld leihen. Die Furcht des Verlierens ist zu groß, aber Jehovah wird mein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen. Adieu, Adieu, leben Sie wohl."

V.

Die Leser werden es mir aufs Wort glauben, wenn ich ihnen sage, daß das erste Jahr für Leo ein wahres Martertum war. Er hatte seine volle Pflicht gethan und viel gelernt, aber bis heute war es ihm noch nicht möglich gewesen, sich für seinen neuen Stand zu begeistern. Er war ihm nur ein Notanker, nach dem er greifen mußte, weil er sich an nichts anderem halten konnte. Jeden Tag schaute er in Gedanken nach Bonn zurück und sehnte sich nach der Wiederkehr der schönen Tage, die er dort verlebt.

In den schönsten Herbsttagen traf Professor Marheid wieder auf dem Sonnenhofe ein; er wurde von Ewald und seiner Gattin mit der aufrichtigsten Freude empfangen. Der alte Turm, welcher ein- für allemal zu seiner Verfügung stand, strahlte jetzt von Sauberkeit. Der Staub, von welchem er zum ersten Male fast umgebracht worden war, hatte jetzt keine Stätte mehr in dem alten Gemäuer. Franziska litt ebensowenig dort,

wie in den übrigen Gebäulichkeiten, ein Schmutzfleckchen; es mußte immer alles blank sein.

Der Professor bezog sein Stübchen und stieg im Turme alle Treppen hinauf und hinab. Er fand noch manches, was früher unter dem Schmutze der Jahrhunderte begraben gewesen war, und welches ihm eine Bestätigung für seine Forschungen gab. Er dachte damit eine große Verwunderung bei seinen Gastfreunden hervorzurufen, und er wollte dieses schon am ersten Tage thun.

Als die Hofglocke die Leute zum Essen rief, kam auch Leo und wurde dem Herrn Professor vorgestellt.

„Sie haben also die Studien im Stiche gelassen?" sagte Marheid.

„Ja, Herr Professor," antwortete Leo mit tiefem Erröten; „es schien mir, daß mir der eigentliche Beruf dazu fehlte. Ich habe es deshalb vorgezogen, in die Fußstapfen meines Vaters zu treten."

„So, aber da werden Sie lange Schritte machen müssen, um ihn einzuholen, denn soviel ich während meines Hierseins gesehen habe, ist er der erste Land- und Forstwirt der ganzen Gegend."

„Es ist das der hauptsächlichste Grund gewesen, warum ich meine Lehrjahre auf dem väterlichen Gute zubringe, denn ich weiß genau, daß ich nirgendwo eine so tüchtige Anleitung erhalten hätte."

„Wenn Sie einmal Landwirt werden wollen, dann haben Sie allerdings die richtige Wahl getroffen."

„Glauben Sie, daß ich nicht recht daran gethan habe?"

„Das sei ferne von mir. Über seinen Beruf muß jeder selber entscheiden; ein dritter kann da nicht mitreden. Ich weiß nur aus Erfahrung, daß es Leuten,

die sich früher der Wissenschaft hingegeben, schwer fällt, nicht zu derselben zurückzukehren. Indessen haben Sie auch beim Ackerbau den besten Anlaß, sich in naturwissenschaftliche Fragen zu vertiefen, und es ist sehr anzuraten, daß Sie dieses thun. Außerdem bietet auch der Sonnenhof selbst Gelegenheit, Studien zu machen, und besonders historische."

Damit war die Unterredung zwischen Leo und dem Professor zu Ende; denn dem ersten wurde es ganz schwül bei derselben und er fürchtete jeden Augenblick, der Professor möge auf Bonn zu sprechen kommen.

Abends nach dem Essen trieb den Leo der Schlaf zu Bette; Marheid, Ewald und Franziska aber blieben noch auf. Ewald schlug auch heute wieder eine Schachpartie vor, aber der Professor schüttelte mit dem Kopfe und sprach: „Für heute habe ich eine andere Unterhaltung. Verweilen Sie hier, ich komme bald zurück."

Er eilte auf sein Zimmer und kam mit einem großen geschriebenen Buche zurück, welches er auf den Tisch legte.

„Meine lieben Freunde," sagte er, „seit ich zuletzt hier war, habe ich mich mit ununterbrochenem Eifer mit dem Manuskripte und dem Archive beschäftigt, und hier liegen die Resultate meines Fleißes vor. Ich weiß jetzt ganz genau, daß Ewald in direkter Linie von Henning von Sonnenberg abstammt," und indem er das Buch aufschlug, fuhr er fort: „Hier sind die Wappen und Stammtafeln; hier ist der geschriebene Text mit den Beweisen."

Beide schauten sich die vorzüglich gezeichneten und schön kolorierten Wappen und den prachtvollen Stammbaum an, folgten auch seinen Auseinandersetzungen und konnten sich nicht genug über den Fleiß seiner Nachforschungen wundern.

Zum Schlusse las er die Übersetzung des Briefes vor, welchen er hinter dem Umschlage des Haushaltungsbuches gefunden hatte und setzte hinzu: „Ewald, Du bist der unbestreitbare Herzog von Sonnenberg und Du kannst zu jeder Stunde diesen Titel aufnehmen und führen. Ich rate Dir dazu, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß für Dich ein großer Nutzen damit verbunden ist. Einige der Fürsten, denen Henning von Sonnenberg damals den größten Teil seines Herzogtums übergeben, sind am Aussterben, und es ist die Frage, ob Du auf das Erledigte nicht einen vollgültigen Anspruch machen kannst."

Ewald lächelte. „Lieber Professor," gab er zur Antwort, „ich habe allen Respekt vor Deinen Forschungen, und es ist sehr interessant für mich, denselben zu folgen, aber ich denke nicht im entferntesten daran, den Herzogstitel anzunehmen. Mit meinen eigenen Kräften bin ich ein tüchtiger Bauer geworden und kann mit Stolz auf meine Leistungen zurücksehen. Offen gesagt, schätze ich das höher, als den Herzogstitel. Es fällt mir nicht ein, denselben zu beanspruchen und zu führen. Selbst wenn ich einen großen Landstrich für mich gewinnen könnte, verzichtete ich darauf. Ich bin ein guter Bauer geworden, aber es ist sehr die Frage, ob ich ein erträglicher Herzog würde. Bleibe mir also mit solchen Dingen vom Leibe und lasse mich in meiner bescheidenen Stellung."

Franziska stimmte dem bei. „Es käme mir lächerlich vor, wenn man mich Herzogin von Sonnenberg nännte," sagte sie. „Als Bäuerin bin ich leidlich an meinem Platze, als Herzogin würde ich eine sehr sonderbare Figur spielen und den Leuten Veranlassung geben, sich über

mich lustig zu machen. Lassen wir also den Staub der Jahrhunderte ruhen und bleiben wir einfache Bauern."

Damit war die Unterredung zu Ende. Der Professor nahm sein dickes Manuskript unter den Arm und stieg in einiger Mißstimmung die Treppe hinauf. Er hatte geglaubt, seinen Freunden einen Dienst zu erweisen, und nun war eigentlich seine ganze Arbeit vergeblich gewesen. Doch nein, vergeblich war sie nicht; er hatte der Wissenschaft einen neuen Schacht erschlossen, und er durfte hoffen, daß in demselben noch viele Schätze vergraben seien, die er mit der Zeit heben könne. Besonders schien es ihm nicht unmöglich, mit Zuhilfenahme der Figuren und Baureste im Keller den Zusammenhang des Sonnenhofes mit den Römern nachzuweisen.

In der Absicht, dieses zu versuchen, legte er sich zum Schlummer nieder. Früh morgens aber, ehe noch die Hofglocke ging, stieg er mit einer Lampe in den Keller hinab und untersuchte zunächst die Grundmauern, von denen er feststellen konnte, daß sie wirkliche Römermauern waren und wahrscheinlich von einem römischen Kastell, auf dessen Fundamenten sich später das fränkische Schloß Sonnenberg erhoben, herrührten. Diese Untersuchung nahm einen großen Teil des Morgens hinweg.

Als er endlich im Frühstückszimmer erschien, fragte Ewald: „Wo hast Du denn gesteckt? Wir haben Dich überall gesucht."

„Ich war im Turmkeller und habe festgestellt, daß das Fundament aus römischem Mauerwerk besteht."

„Ist der Narrheit noch nicht genug?" fragte Ewald lachend. „Du würdest besser thun, im Walde umherzulaufen und Deine Gesundheit zu kräftigen. „Morgen werde ich Dir Gelegenheit zu einem Ausfluge geben.

Meine Frau und ich sind auf eine dreitägige Bauernhochzeit geladen. Da mußt Du mit; auch da giebt es zu forschen, denn es sind noch all die alten Gebräuche im Schwunge, wie sie vor Jahrhunderten bestanden."

„Das wäre allerdings etwas für mich," sagte Marheid; „ich bin also dabei."

Am Abende dieses Tages bestand Ewald auf einer Schachpartie. „Hole die lange Pfeife des Herrn Professors herab," sagte er zu seinem Sohne, „und stopfe sie ihm hübsch, damit er keinen Aufenthalt im Spiele hat."

Bei dieser Gelegenheit fand Leo das Manuskript, auf dessen Deckel geschrieben stand: „Beweis, daß der jetzige Besitzer vom Sonnenhofe ein Herzog von Sonnenberg ist."

„Herzog?" sagte er mit einem feuerflammenden Blicke. Rasch trug er die Pfeife hinab und wünschte gute Nacht, aber er begab sich nicht zu Bette, sondern in das Gemach des Professors und begann zu lesen. Mit jeder Sekunde wurden seine Augen größer; er verschlang ordentlich die Worte und hörte nicht auf, bis er unten Geräusch hörte. Er war mit dem Buche noch lange nicht zu Ende, aber er durfte nun nicht länger weilen, weil er sonst von Marheid überrascht worden wäre. Was er gelesen hatte, ließ ihn nicht schlafen; unaufhörlich flüsterte er: „Herzog, Herzog von Sonnenberg! Ob das mein Vater schon weiß?"

Früh am Morgen ging die Hofglocke, aber sie rief heute nicht zur Arbeit, sondern zur Kirche. Als Leo in den Hof kam, stand die Kutsche, welche seine Eltern und den Professor zur Hochzeit bringen sollte, schon bereit, und das Gesinde schickte sich an, zur Kirche zu gehen.

„Du kannst mit in den Wagen steigen," sagte sein

Vater. „Unten an der Kirche setzen wir Dich ab und fahren weiter; wir gehen in die Trauungsmesse."

Der Wagen fuhr den Berg hinab und kam bald bei der Kirche an. Die Hochzeitsgäste fuhren weiter; nach einer Stunde gelangten sie an einen Strom und fuhren über die Steinbrücke desselben. Ewald erklärte dem Professor, daß der Strom bei starken Regengüssen oft sehr wild werden könne, denn er komme aus den Gebirgen und nehme dort viele Nebenflüsse auf, die in Regenzeiten eine Menge Wasser hineinführten.

Lassen wir die Hochzeitsgäste fahren und kehren wir zu Leo zurück. Er saß in der Sonnenhofer Kirchenbank, aber seine Gedanken waren nicht beim Gottesdienste, sondern bei dem großen Buche. Er sah nicht, daß die Leute aufstanden und niederknieten; er hörte nichts von der Predigt, nichts von dem Schellen bei der heiligen Wandlung. Er merkte erst, daß er in der Kirche war, als die Leute dieselbe verließen und es stille um ihn wurde.

Jetzt erhob auch er sich und wanderte mit langen Schritten dem Sonnenberge zu; um rascher oben zu sein, nahm er den Fußweg und eilte sofort zum Bibliothekzimmer, wo er sich einschloß und das Lesen des Manuskriptes fortsetzte. Das Mittagsläuten überhörte er. Da kam Brig, klopfte an die Thüre und rief: „Herr Leo, das Essen wird kalt."

Er ging hinab, aß eilends einige Bissen und kehrte dann wieder zu dem Buche zurück. Er blieb dabei, bis er es ganz gelesen hatte. Sein Gebaren war das eines Narren; er lief durch das Zimmer auf und ab, klopfte sich auf die Kniee, in die Hände und rief: „Ich bin ein Herzog!"

Nachdem er sich einige Zeit wie wahnsinnig gebärdet

hatte, stellte er sich vor den Spiegel, um nachzusehen, ob man auch äußerlich den Herzog an ihm erkennen könne. Es schien ihm so! „Ja, ja,“ sagte er, „abgesehen von den beiden Narben, habe ich etwas Hohes im Gesichte, und die Leute werden es schon merken, daß sie nicht mit mir umgehen können, wie mit ihresgleichen. Leo, Herzog von Sonnenberg! Wie das klingt! In dem Sonnenberg liegt es schon. Welch eine Fülle von Ton und Bedeutung! Herzog von Sonnenberg!“

Er setzte sich an den Tisch vor das große Buch. „Werde ich nun noch arbeiten, hinter dem Pfluge gehen, die Egge und Walze schleppen lassen? Nein, ich werde es nicht thun! Es paßt sich nicht. Zwar wird mein Vater darauf bestehen, aber als Herzog brauche ich ihm nicht zu folgen, weil die niedere Arbeit die Würde entehrt. Enterben, das kann er nicht; ein Herzog kann seinen Nachfolger nicht enterben. Wenn er nicht standesgemäß für meinen Unterhalt sorgt, dann gehe ich zu Moses Aaron. Nach einem Herzoge wird er die Finger lecken und Geld hergeben, soviel ich dessen bedarf. Sieh’, sieh’! Es lag immer so etwas in mir. Daher auch der feine Geschmack für Wein und Tafelluxus! Meine früheren Mitschüler werden vor Neid auseinanderbersten, wenn sie hören, daß ich ein Herzog bin. O Triberg, an Dich denke ich; Du warst mein intimster Freund, und ich möchte Dich wohl zum Ministerpräsidenten machen. Armer Kerl, bis jetzt hast Du Dich abrackern müssen; aber bei mir sollst Du hohe Einnahmen und wenig Arbeit haben! Ich höre, Du bist Referendar in einem kleinen Neste und hast kaum so viel Einnahme, um Dich anständig zu kleiden. Du sollst Minister werden. Du und kein anderer. Wie schäme ich mich nun, daß ich

so lange Knechtsarbeit gethan und mich von Martersteg habe kommandieren lassen."

Er hatte Lust, in die Stadt zu fahren, aber sein Vater hatte den Wagen mit, und zu Fuße zu gehen, das schickte sich nicht für den Herzog von Sonnenberg. Noch einmal warf er einen Blick auf die Wappen und den Stammbaum, dann begab er sich in sein Zimmer und legte sich zu Bette. Als er am folgenden Morgen die Hofglocke hörte, lächelte er, aber er stand nicht auf, sondern legte sich auf die andere Seite und schlief wieder. Brig hatte bereits das Frühstück auf den Tisch gestellt, und da Leo nicht kam, so ging sie hinauf, klopfte an seine Thüre und rief: „Herr Sonnenberg, das Frühstück wird kalt!"

„Setze es in die Ofenröhre; bereite Speckeierkuchen und Braten dazu und hole eine gute Flasche Wein aus dem Keller."

Brig lachte; sie meinte, er mache nur einen Scherz.

Martersteg, der Meisterknecht, hielt auf strenge Ordnung, und es war ihm sehr unlieb, daß Leo so lange auf sich warten ließ. Die Knechte und Mägde gingen schon aufs Feld, und er wartete noch immer auf den jungen Herrn. Unwillig stieg er die Treppe hinauf, öffnete die Thüre und trat ohne Umstände und Entschuldigung in das Schlafgemach.

„Herr Sonnenberg," sagte er, „ich warte schon seit einer halben Stunde mit den Pferden, und das Gesinde ist schon längst auf dem Felde. Heute sollen die letzten Kartoffeln gelegt werden."

„Thut es ohne mich! Ich arbeite nicht mehr."

Martersteg sah ihn mit offenem Munde an. „Sie arbeiten nicht mehr?"

„Nein, für den Ackerbau bin ich doch zu gut."

„Treiben Sie Scherz, junger Herr?"

„Nein, ich treibe keinen Scherz! Laß mich in Ruhe und schere Dich hinweg."

Der Meisterknecht glaubte, noch einen Versuch machen zu müssen. „Es wird Aufsehen geben, junger Herr; die Leute werden die Köpfe zusammenstecken und sagen: So geht es, wenn der Herr nicht zu Hause ist. Und wenn Ihr Vater zurückkommt, dann habe ich es auszutrinken."

„Laß mich mit Deinem Getratsch in Frieden und gehe Deiner Wege!"

Martersteg entfernte sich. Was hätte er auch weiter thun können?

„Der Student steckt doch noch in ihm," murmelte er. „Es ist mir nur sehr unlieb, daß so etwas in der Abwesenheit des Herrn vorkommt. Er wird sagen, ich verstehe es nicht, mir Autorität zu verschaffen."

Leo schlief wieder ein; die Ruhe that ihm nach der harten Arbeit gut. Als er nach ein paar Stunden wieder erwachte, sprang er aus dem Bette, reckte sich und sagte: „So wird der Herzog von Sonnenberg künftig immer schlafen."

Er nahm frische Wäsche, legte seine Sonntagskleider an und ging hinab. Sehr ungnädig vermerkte er, daß Brig ihm nur das gewöhnliche Frühstück brachte. „Ich hatte Dir doch gesagt, ich wolle Speckeierkuchen, Braten und Wein haben? Geschwind besorge es! In einer halben Stunde bin ich zurück, dann will ich frühstücken!"

Brig sah ihn eben so erstaunt an, als es in der Frühe Martersteg gethan hatte, aber sie gehorchte seinen

Befehlen, denn an seinem Gesichte sah sie, daß es ihm ernst war.

Leo war in den Hof getreten. „Das alte Gebäude paßt für einen Herzog nicht,“ sagte er, „aber so lange meine Eltern leben, wird wohl nichts daran geändert werden. Die alten Leute sind nur an die Bauernwirtschaft gewöhnt und können sich auf eine höhere Stufe nicht erheben.“

Aus dem großen Hofraume ging er vor das Gebäude und schaute zu den Giebeln und Türmen der alten Frankenburg empor. „Altfränkisches Zeug,“ murmelte er. „Für das Gesinde ist es allerdings noch gut genug, aber das neue Herzogsschloß mit seinen Säulen muß hier stehen; in der Mitte die herrschaftliche Wohnung, an beiden Seiten die Flügel für die Minister, Kammerherren und sonstige Beamte, dahinter der Marstall für die Luxuspferde. Es muß alles großartig sein, und man muß auf den ersten Blick erkennen, daß hier ein Herzog wohnt.“

Nach einiger Zeit kam Brig und sagte schüchtern: „Das Frühstück ist fertig, junger Herr!“

Das Wort „junger Herr“ erweckte seinen Grimm. Sie hätte „Herzog“ sagen müssen; aber es fiel ihm ein, daß sie von seiner neuen Würde noch nicht in Kenntnis gesetzt sei, und so verzieh er ihr den niedrigen Ausdruck. Das Frühstück schien ihm arm und kahl, aber auch das entschuldigte er mit den Worten: „Man kennt es hier ja noch nicht besser! Es wird schon anders kommen.“

Nach dem Frühstücke nahm er ein Spazierstöckchen und schlenderte ins Feld. Martersteg sah ihn kommen und blinzelte zu ihm hinüber. „Es scheint ihm mit dem Faullenzen wirklich ernst zu sein,“ murmelte er.

„Ich wünschte nur, der erste Sturm wäre vorüber, wenn die Herrschaft zurückkommt.“

Leo sah dem Meisterknechte zu und erlaubte sich einige kritisierenden Worte. Das war dem Martersteg doch zu viel: „Hoho, junger Herr,“ sagte er, „warum bin ich denn Meisterknecht? Ihr Herr Vater ist des Glaubens, daß ich meine Sache verstehe und sie gut mache, damit wird sich auch der junge Herr wohl zufrieden geben müssen. Wenn Er aber glaubt, es besser zu können, dann mache Er es mir einmal vor.“

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich nicht mehr arbeite. Wenn Du wüßtest, warum, würdest Du etwas höflicher sein und mir nach den Augen sehen.“

Martersteg kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern setzte seine Arbeit fort. Er rief ihn auch am Nachmittage nicht zur Arbeit.

Die drei Hochzeitsgäste erreichten nach einiger Zeit den großen Hof, auf welchem die Hochzeit stattfinden sollte. Die Gäste waren schon in großer Zahl versammelt und die Braut befand sich im größten Staate. Vor der Treppe fuhr Sonnenbergs Kutsche vor; sie stiegen aus und gingen in das Haus. Franziska und Ewald schüttelten der Braut die Hand und stellten den Professor vor, der sich einmal eine Bauernhochzeit ansehen wolle. Die Braut hieß ihn herzlich willkommen.

Bald darauf kam der Bräutigam mit dem Hochzeitswagen, welcher über und über mit Blumen geschmückt war. Er überreichte der Braut einen Riesenstrauß, den sie kaum halten konnte. Die Frauen und Jungfrauen hatten ebenfalls große Blumensträuße. Von jedem Hofe war ein Wagen mitgekommen, in welchen die weiblichen

Gäste Platz nahmen. Die Männer und Jünglinge aber stiegen zu Pferde und machten die Pistolen zurecht.

Der Zug wurde von zehn Dorfmusikanten eröffnet und bewegte sich langsam durch das Thor und über die Straße. Die Musik war nicht gerade die auserlesenste, aber die Musikanten bliesen, daß ihnen die Augen vor dem Kopfe standen, und die Trommler schlugen darauf, als wenn um jeden Preis das Fell entzweigehen müßte. Damit aber hatte der Spektakel noch kein Ende. In den Pausen knallten die Pistolen, und es wurde so viel Pulver verschossen, daß man eine Schlacht damit hätte gewinnen können. Aus den Häusern an der Straße wurde ebenfalls geschossen, Buben und Mädchen kamen herbeigelaufen und warfen Blumen in den offenen Brautwagen. Es war eine Heiterkeit ohnegleichen.

Die Schalllöcher der Kirchen waren mit Fahnen geschmückt; alle Glocken läuteten, und inwendig sah die Kirche wie ein großer Blumenstrauß aus. Die Hochzeitsmesse war eine hochfeierliche und die Ceremonien sehr würdig, aber nach der Trauung spielte die Orgel einen so anregenden Walzer, daß die Beine der Mädchen in eine tanzende Bewegung gerieten.

Vor der Kirchthüre hatte sich das halbe Dorf versammelt, und besonders die Jugend war reich vertreten. Das aber hatte einen ganz besonderen Grund, denn als die Hochzeitsgäste in den Wagen gestiegen waren, nahm der Bräutigam einen Sack hervor, welcher mit Kupfermünzen gefüllt war und säte dieselben mitten in die Jugend hinein, was allerlei Purzelbäume und viel Gelegenheit zum Lachen gab.

Die Musikanten machten einen noch größeren Lärm als vorher und die Bauern schossen mit ihren Pistolen,

als wenn sie mitten im Kriege seien. Während sie in der Kirche waren, hatten die Knechte und Mägde des Hofes vor dem Eingangsthore zwei lange Stangen aufgerichtet, auf deren Spitzen zwei Kronen hingen, die mit ausgeblasenen Eiern, farbigen Bändern und Streifen von Klappergold geziert waren, so daß sie ein beständiges Geräusch machten. Im Thorwege stand das Gesinde im Sonntagsstaate. Die Mädchen protestierten gegen den Eintritt des Bräutigams, die Jünglinge gegen den der Braut, und sie wurden erst eingelassen, nachdem sie sich durch eine Geldgabe gelöst hatten und zugleich versprachen, dem Gesinde von allen Hochzeitskuchen ein Stück mitzugeben.

Jetzt waren alle Schwierigkeiten gehoben; sie ließen das Brautpaar ein und sangen einen Segenswunsch. Der Enk aber schlug auf Händen und Füßen ein Rad bis an die Haustreppe. In der Hausthüre traten einige Knechte vor und putzten der Braut mit ihren Mützen die Schuhe, wofür ein Trinkgeld gegeben werden mußte. Nun trat die Köchin mit einem großen Präsentierbrette aus der Küche. Auf dem Brette standen zwei winzig kleine Gläschen mit Wermut, welche die Brautleute auf einen Zug leeren mußten. Möge euch in der Ehe alles Bittere süß werden," sagte die Köchin, und nun reichte sie auf einem Krystallteller jedem ein Bröckchen Marzipan, das sie ebenfalls verzehren mußten.

Von der Tafel will ich nicht reden, denn es ist bekannt, daß auf Bauernhochzeiten der Tisch die Schüsseln kaum alle fassen kann.

Professor Marheid bekam einen schweren Standpunkt. Wenn er dankte, wurde ihm von rechts und links der Teller gefüllt, und als er gar nicht mehr essen konnte,

mußte er die Bemerkung hören, es sei ihm nicht gut genug, in der Stadt sei er an bessere Leckerbissen gewöhnt. Es half nicht, bis ihm Ewald und Franziska zu Hilfe kamen.

Beim vierten Gange entstand in der Nähe der Braut eine große Bewegung; Kichern und Lachen tönten durch den Saal. Ewald flüsterte dem Professor ins Ohr: „Sie haben der Braut einen Schuh von den Füßen gestohlen; das gehört so dazu.“

Das Essen dauerte bis in die Nacht hinein. Endlich wurde zum Tanze aufgeblasen; die Paare ordneten sich im Kreise. Die Braut mußte mit dem Bräutigam den ersten Tanz machen, aber nun zeigte sich unter allgemeinem Gelächter, daß sie nur einen Schuh anhatte.

„Hier ist der Schuh,“ rief einer von den Gästen und hielt ihn in die Höhe. „Wie viel wird dafür gegeben?“

Wer Lust hatte, bot. Nach und nach wurde er bis auf fünf Thaler aufgeboten. Der Bräutigam konnte seine Braut natürlich nicht unbeschuht lassen. Er bot sechs und erhielt den Zuschlag. Während die Braut den Schuh anzog, öffnete sich die Thüre und ein armes, altes Weibchen, welches man zu diesem Zwecke ausgesucht hatte, trat herein, stellte sich vor Braut und Bräutigam und sprach:

Der Schuh ward Dir gestohlen,
Doch bleibst Du auf den Sohlen,
Die Frau hat den Pantoffel,
Sie macht den Mann zum Stoffel;
Doch gebt ihr mir ein wenig Geld,
Dann soll euch beiden auf der Welt
Die Freude stets begleiten,
Bis ihr zum Himmel auf thut schreiten!

Die beiden mit bunten Bändern geschmückten Hochzeitsbitter nahmen einen großen Rosinenkuchen vom Tische, drückten die sechs Thaler am Rande ein und überreichten ihn der Frau, welche sich mit Dank und Knixen entfernte.

Nun ging der Tanz los. Es war gut, daß der Boden von Eichenholz war, denn die Bauern stampften ihn derart, daß man glaubte, er würde Löcher bekommen. Das Tanzen, Lärmen und Trinken dauerte die halbe Nacht; bis sie endlich so müde waren, daß sie ihre Lagerstätten aufsuchten. Am folgenden Morgen begannen die Festlichkeiten von neuem, und der Professor lernte eine Menge von Gebräuchen kennen, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

Als es abends zu dämmern begann, nahmen Ewald und Franziska von dem Brautpaare Abschied. Sie dürften den Hof nicht länger allein lassen, sagten sie. Der Professor wollte sie begleiten, aber das litten die Brautleute nicht. Er muß den Kehraus machen helfen, sagten sie. Morgen ist ohnehin der Tag, an welchem er die meisten Gebräuche sieht.

Die übrigen stimmten mit ein, und der Professor ließ sich überreden.

Bei der allgemeinen Munterkeit hatten die Gäste nicht bemerkt, daß draußen ein heftiger, wolkenbruchartiger Regen fiel. Ewald und Franziska setzten sich in der Remise in den Wagen, der Kutscher auf den Bock.

„Wollen Sie in diesem Wetter fahren?“ fragte der Kutscher.

„Ei ja, wir müssen nach Hause, aber wir können ja noch ein wenig verziehen, bis der ärgste Sturm vorüber ist.“

Es dauerte wirklich nur kurze Zeit; der Himmel

klärte sich bald wieder auf. Nun fuhr der Kutscher darauf los.

In den Bergen hatte es schon gestern so schleusenartig geregnet und die Wildbäche hatten eine außergewöhnliche Menge Wasser in den Strom geführt, wovon aber weder der Kutscher noch seine Herrschaft eine Ahnung hatten. Diese schliefen im Innern des Wagens, und da der Kutscher wußte, daß er seinen Tieren das Suchen des Weges überlassen konnte, so lehnte er sich gemächlich in seinen Sitz zurück und überließ sich ebenfalls dem Schlaf. Es war ihm so viel Wein zugetragen worden, daß er einen sehr schweren Kopf hatte und wie ein Dachs schlief.

Die Pferde verlangten nach dem Stalle und griffen wacker aus. Der Strom hatte eine furchtbare Höhe erreicht und prallte mit furchtbarem Tosen an die Brücke, deren Bogen bereits gefüllt waren.

Wäre der Kutscher jetzt aufgewacht, so würde er die Gefahr erkannt haben und nicht hinübergefahren sein, aber das heftige Rauschen drang nicht an sein Ohr. Unterdessen sammelte sich am Himmel dunkles Gewölk, und als die Pferde auf der Brücke waren, flackerten breite Bündel von Blitzen nieder und gleich darauf ertönte ein so schrecklicher Donnerschlag, daß die Pferde vor Schrecken in die Höhe fuhren, und mit den Beinen in der Luft umherfochten. Der Kutscher rollte von seinem Sitze herab und stürzte in die tobende Flut. Ewald und Franziska waren mit den Köpfen zusammengeprallt und von ihrem Sitze gefallen.

Ewald sprang auf, riß das Fenster auf und rief nach dem Kutscher, aber in diesem Augenblicke geschah das Schrecklichste. Die Brücke, welche schon bedeutende Risse gehabt

hatte, ehe der Wagen auf dieselbe kam, schwankte unter dem erneuerten Anprall der Wogen und versank im Strome, und mit ihm die Pferde, der Wagen und die beiden Gatten.

Das Blitzen und Donnern dauerte die ganze Nacht fort, und als die Sonne aufging, sah man überall Greuel der Verwüstung; die Ufer waren zerrissen, die Felder überschwemmt und Bäume entwurzelt, die mit dem Strome trieben.

Weder auf dem Sonnenhofe, noch im Festhause hatte man eine Ahnung von dem gräßlichen Ereignisse der Nacht; die einen hielten das Ehepaar für wohlgeborgen, und die anderen glaubten es sei noch auf der Hochzeit. Dorthin gelangte erst am folgenden Tage die Nachricht, daß die Brücke weggeschwemmt sei.

Professor Marheid machte die Hochzeit bis zum Ende mit. Man wollte ihn in einem Wagen zurückbringen, aber er schlug es aus. Nach all dem Essen und Trinken wollte er seinen Kopf durch einen langen Spaziergang stärken. Er folgte einem Wege, der an einer anderen Stelle des Flusses zu einer Fähre führte. Ehe er dieselbe erreichte, sah er an einer Stelle, wo das Wasser ein tiefes Loch in den Acker gerissen hatte, eine Menge Menschen stehen.

Eilig schritt er darauf los, denn er hatte ein Gefühl, als wenn dort ein Unglück geschehen sei.

„Was ist hier vorgegangen?“ fragte er.

„Es liegt ein Pferd in dem Wasserloche,“ erhielt er zur Antwort. Er trat nun selber an den Rand und sah den Kopf eines Pferdes aus dem Schlamme hervorragen. Baumstämme, Wurzelwerk und Schlamm bedeckten den übrigen Teil desselben.

„Wir müssen es doch herausheben und wissen, wem es gehört," sagte ein Schiffer, welcher mit seinem Nachen an der Stelle hielt. „Vielleicht ist es bei dem Pferde nicht geblieben."

Derselben Meinung waren auch die Umstehenden, und sie überlegten, wie das Tier herausgeschafft werden könne. Man brachte Seile und Ketten, mit denen man die Baumstämme aus dem Moraste ins Wasser zog; auch das Gestrüpp wurde entfernt und Wasser in das Loch gelassen, damit der Schlamm abgetrieben wurde. Der Schiffer ruderte nun in das Loch hinein und untersuchte dasselbe mit seiner Stange. „Der Pferde sind zwei," sagte er, und als er weiter tastete, setzte er hinzu: „das ist etwas Hartes; es scheint ein Wagen zu sein."

Der Strom sank eben so schnell, wie er angeschwollen war, so daß er niedriger stand, als das in das Ackerland gerissene Loch. Es wurde deshalb mit herbeigeholten Hacken und Spaten ein Durchstich gemacht, damit das Wasser aus dem Loche in den Strom lief. Je mehr es sank, desto mehr kamen die Pferde zum Vorscheine und endlich auch der Wagen. Einige Männer zogen die Hosen aus und wateten in das Loch, um den Wagen aufzuheben. Einer tastete durch die offene Thüre. Entsetzt zog er die Hand zurück und rief: „Es ist ein Mensch darin."

„Zieht ihn heraus!" riefen die oben Stehenden. Das war keine leichte Aufgabe; endlich aber gelang es doch. Es kam eine Frau zum Vorscheine, aber sie war so stark mit Schlamm überdeckt, daß man sie nicht erkennen konnte.

Die Männer hoben sie in den Kahn und tauchten sie mit dem Kopfe in die Flut. Wie aus einem Munde riefen da die Umstehenden: „Die Sonnenbäuerin!"

Marheid drängte sich vor, und als er in das Gesicht der Toten sah, rief auch er: „die Sonnenbäuerin," und sank ohnmächtig zusammen. Bei der ferneren Untersuchung des Wagens kam auch Ewald zum Vorscheine.

Das Bedauern war ein allgemeines, denn die Verunglückten waren in der ganzen Umgegend geliebt und geachtet. Nachdem man sie von dem Hauptschmutze gereinigt hatte, legte man sie in den Kahn, um sie auf die andere Seite zu bringen. Marheid war unterdessen wieder zu sich gekommen; er stieg mit in den Kahn, setzte sich neben die Leichen und verwendete keinen Blick von ihnen. Sein Herz war wie mitten durchschnitten. „Gestern noch so frisch und munter," murmelte er, „und heute schon Leichen! Der arme Leo, wie wird er es tragen! O, hätte mich mein böses Geschick doch nicht hierher in die Ferien geführt! Ich hoffte, dem alten Stamme neues Leben einzuhauchen, und nun ist es vorbei mit ihnen!"

Am jenseitigen Ufer des Flusses hatten sich ebenfalls viele Menschen gesammelt; als sie hörten, wer die Leichen waren, da machten sich einige auf den Weg und liefen zum Sonnenhofe, um dem Sohne die Nachricht zu bringen. Unterdessen holten die Bewohner des nächsten Dorfes zwei Bahren, legten die Leichen darauf und trugen sie dem Sonnenhofe entgegen. Rechts und links folgte das Volk, und in der Mitte schritt mit gesenktem Kopfe und blutendem Herzen der untröstliche Marheid.

Vom Sonnenberge herab kamen mit eiligen Schritten und entsetzten Gesichtern Leo und das Gesinde. Die Träger setzten die Bahre nieder und traten zurück. Die Knechte vom Sonnenhofe nahmen sie wieder auf und setzten den Weg fort. Leo, welcher trotz aller Schwächen seine Eltern geliebt hatte, schwankte hin und her und

konnte sich kaum auf den Beinen halten. Marheid nahm seinen Arm und führte ihn weiter. Obschon er selbst untröstlich war, so suchte er dem jungen Manne doch Mut einzuflößen, aber dieser war so bestürzt, daß er ihn kaum vernahm.

Nach einer längeren Wanderung kamen sie an den Fuß des Berges und gingen dem Fahrwege nach. Das Volk hatte sich unterdessen verlaufen. In der Hälfte des Berges kamen ihnen die Mägde weinend entgegen. Es war ein unbeschreiblicher Jammer. Die Leichen wurden im Badehause niedergesetzt. Brig nahm sich ihrer Frau, Martersteg seines Herrn an. Sie reinigten sie von allem Schmutze und legten sie im großen Saale, mit Leichengewändern angethan, nieder, bis die Särge kamen; dann legten sie die Verunglückten hinein, zierten sie mit Blumen und stellten Lichter an den Särgen auf.

Aus dem Thale kamen Kinder und Erwachsene, um die Leichen zu sehen und ein Vaterunser für sie zu beten. Leo schloß sich in seine Kammer ein; er wollte niemanden empfangen, mit niemanden reden. Marheid und Martersteg hatten es auf sich genommen, für das Begräbnis und alles Notwendige zu sorgen.

Die Beerdigung fand am dritten Tage statt; die Leichen wurden in der Kirche eingesenkt, denn das war ein altes Vorrecht der Familie, welches nur den Sonnenberg zustand. Als die Leichen hinabgelassen wurden, bemerkte der Professor an der Seitenwand eine eingemauerte Tafel, deren Bedeutung wahrscheinlich wenige kannten. Er aber sah sofort die lateinische Inschrift: „Henning, Herzog von Sonnenberg, liegt hier begraben. Er leistete freiwillig auf seine Länder Verzicht, heiratete ein bürgerliches Mädchen und wurde ein Ackersmann.“

„Hier liegen sie also zusammen," murmelte er. „Im Leben stimmten sie in ihren Anschauungen überein, und im Tode sind sie geeinigt! Wie wunderbar sind die Wege des Herrn!"

Auf dem Sonnenhofe war es jetzt recht traurig, denn Leo bekümmerte sich um nichts, sondern ging mit einem trüben Gesichte umher und Marheid war mit seinem großen Manuskripte abgereist. Martersteg führte jetzt den Hof, und er that es auf eigene Faust, denn Leo war stumm wie ein Fisch und kümmerte sich um nichts. Den Knechten sah er nicht nach und dem Martersteg gab er keinen Auftrag; es war ihm alles gleichgültig. Nach Monaten kam er auf den Gedanken, den Nachlaß seiner Eltern einmal nachzusehen; aber als er den Schlüssel in das Schloß gesteckt hatte, schien es ihm unschicklich, schon jetzt an Geld und Gut zu denken. Er steckte den Schlüssel wieder zu sich und machte sobald auch keinen zweiten Versuch, sich die Nachlassenschaft seiner Eltern anzusehen. Für jetzt war an die Stelle des Leichtsinnes ein gewisser Ernst getreten, aber er war voraussichtlich nicht von langer Dauer.

VI.

Drei Monate vergingen in aufrichtiger Trauer; er dachte nicht einmal mehr an den Herzogsrang. Das menschliche Herz ist aber so eingerichtet, daß es nicht ewig betrübt sein kann; auch bei Leo vernarbten allmählich die Wunden, welche ihm der plötzliche und in der That grausige Doppeltod geschlagen. Der Hof war wohl versorgt, denn Martersteg nahm sich desselben väterlich an, und das Gesinde war ihm so folgsam, wie dem verstorbenen Herrn. Leo wußte, daß alles in den besten Händen war, aber er konnte sich der Verwaltung doch nicht ganz entschlagen. Es kamen Gelder ein, und er mußte Zahlungen leisten; aber er konnte sich in diese Dinge nicht hineinfinden, weil er sich niemals mit denselben befaßt hatte.

Da ließ er eines Sonntags den Martersteg zu sich kommen und sprach: „Meine Eltern sind mir viel zu früh gestorben; ich verstehe von der ganzen Landwirtschaft noch nicht das Abc, und ich habe so wenig Neigung dazu, daß ich sie auch niemals lernen werde; deshalb bin ich gezwungen, alles in eine ehrliche Hand zu legen. Auf Dich vertraue ich ohne Rückhalt, deshalb setze ich Dich an meine Stelle und verdoppele Deinen Lohn.“

Der Meisterknecht war von diesem Vertrauen tief gerührt. Seinem jungen Herrn die Hand entgegenstreckend,

gab er zur Antwort: „Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit! Bisher habe ich von selbst gethan, was Sie wünschen, aber ich hatte die Absicht, Ihnen zu kündigen, weil ich fürchtete, bei einer so laxen Wirtschaft werde alles drunter und drüber gehen. Nun aber bleibe ich, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß kein Pfennig verhaust werden soll, wenn Sie mitwirken."

„Ich danke Dir für Deine Bereitwilligkeit. Rufe mir die sämtlichen Leute herbei, damit ich die Sache gleich abmache. Von heute ab arbeitest Du nicht mehr selbst, sondern hältst nur die Aufsicht, wie es mein Vater gethan; es wird Deine ganze Zeit in Anspruch nehmen."

Das Gesinde erschien, und Leo teilte den Knechten und Mägden mit, was zwischen ihm und Martersteg verabredet worden; dann begab er sich erleichtert in das Zimmer, wo sein Vater Geld und Wertsachen aufbewahrte und schloß den Schreibtisch auf. In den Schubladen befand sich viel bares Geld. Die eine war ganz mit Gold gefüllt, andere mit Silber. In wieder anderen lagen Banknoten, Schuldverschreibungen und zinsentragende Staatspapiere. Die Augen gingen ihm weit auf, denn es war ihm im Traume nicht eingefallen, daß sein Vater so große Summen zurückgelassen hatte.

Zum ersten Male seit jener schrecklichen Katastrophe tauchte der Herzog von Sonnenberg wieder vor ihm auf. Es war nur ein leiser Gedanke, aber er machte sein Herz lachen. Das Pult wieder zuschließend, wollte er sich hinwegbegeben, da klopfte es an der Thüre und herein trat Moses Aaron. Er machte einen tiefen Bückling, legte sein Gesicht in traurige Falten und sprach: „Das schreckliche Unglück, welches den jungen Herrn betroffen, hat mich fast umgebracht, und ich wollte gleich hierhereilen, um mein Beileid zu bezeigen, aber ich dachte: du mußt warten, bis der erste Schmerz vorüber ist, es paßt sich nicht, dem jungen Herrn ins Haus zu fallen, solange sein Herz noch betrübt ist. Auch jetzt bin ich nicht gekommen, um mein Geld zu holen, sondern dem jungen Herrn dessen anzubieten, so viel er haben will. Ich

weiß ja, daß ich nichts verliere. Der Sonnenhof ist groß und schön und wirft jedes Jahr Profit genug ab."

„Für jetzt brauche ich kein Geld, Moses; ich habe dessen im Gegenteile zu viel, und wünsche meine Schuld sofort abzutragen."

Das Gesicht des Juden nahm einen Ausdruck der Überraschung an. „Es ist viel Geld, was ich zu fordern habe. Sollte der junge Herr wirklich so gut beschlagen sein?"

„Ich kann Ihnen gerecht werden, Moses. Legen Sie nur die Papiere vor."

Moses nahm eine große Brieftasche hervor und suchte nach dem freiwilligen Urteile und den übrigen Papieren.

„Hier ist alles zusammen," sagte er; „ich habe die Zinsen und die Zinseszinsen dazu gerechnet. Wenn Sie zahlen, gebe ich Ihnen Quittung."

„Es soll gezahlt werden, Moses; aber Sie haben eine hypothekarische Eintragung genommen, und die mag ich nicht länger auf meinem Hofe haben. Ich setze mich sogleich zu Pferde und reite nach Bonn. Morgen früh werden Sie beim Notar erscheinen, damit alles in Ordnung hergeht."

Der Jude erhob sich und verließ mißvergnügt den Hof. Als er durch die Wälder hinabging, schüttelte er mit dem Kopfe und sprach zu sich selbst: „Schade um den schönen Hof! Ich dachte, mich auf demselben langsam festzusetzen und ein Stück nach dem anderen zu nehmen, bis ich ihn ganz hätte; aber es hat nicht viel auf sich, der junge Mann ist leichtsinnig und wird mehr Geld brauchen, als der Sonnenhof aufbringt. Er wird schon kommen."

Während er noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, hörte er Pferdegetrappel hinter sich; Leo Sonnenberg kam auf einem stattlichen Hengste den Berg herab und sprengte, ohne zu grüßen, an ihm vorüber.

„Stolz? Ei, ei," murmelte der Jude. „Wird schon eine Zeit kommen, wo der junge Herr sich vor dem schäbigen Juden verdemütigt. Wollen abwarten!"

Er schritt langsam weiter und übermüdete sich nicht.

Eile mit Weile war überhaupt sein Grundsatz. Man muß bedächtig sein und stets genau wissen, wohin man Hand und Fuß zu stellen hat, um nicht in Schaden zu geraten. Es muß bei allen Dingen Zeit genommen werden; ein Fehltritt ist leicht geschehen.

Zum Fahren gab Moses Aaron kein Geld aus. Seine dicken, nägelbeschlagenen Schuhe gingen ihm über Postwagen und Eisenbahn. Er hatte aber, außer der Gelderſparnis auch noch einen anderen Grund, warum er nicht fuhr. Wohin er sich auch wenden mochte, überall lagen Häuser und Hütten am Wege, wo er Forderungen hatte. Damit die Leute ihn im Gedächtnisse behielten, pflegte er einzukehren und bei dieser Gelegenheit neue Geschäfte zu machen. Das that er auch heute und es wurde spät, ehe er am Rheinufer zu Beuel erschien, wo eben die letzte Ponte zum Überfahren bereit lag.

Müde legte er sich zu Bette; am anderen Morgen aber war er mit der Sonne auf, denn ohne Frage war er der thätigste Mann in Bonn, und scheute keine Mühe, um seinen Geldbeutel zu füllen. Als die übrigen Bewohner aufstanden, hatte er schon eine Menge von Geschäften besorgt. Um acht Uhr begab er sich zum Notar und fragte an, wenn die Auszahlung des Geldes stattfinden solle. Der Bureaugehilfe antwortete ihm, daß dieses um zehn Uhr geschehen werde.

„Werd' mich einfinden," sagte er, und eilte wieder hinweg, um bei den Studenten, die bei ihm in der Kreide waren, vorzusprechen. Mit einem wahren Bienenfleiße eilte er Treppe auf, Treppe ab, und es gelang ihm, hier eine kleine Forderung einzukassieren, dort ein neues Sümmchen vorzustrecken und an einem anderen Orte Furcht einzujagen. Mit raschen Schritten ging er jetzt zum Notariate, denn von den Kirchtürmen schallte die zehnte Stunde.

Der Student saß schon da, und der Gehilfe hatte alles Notwendige vorgearbeitet. „Wollen Sie gefälligst zum Herrn Notar in die Stube gehen," sagte er. „Sie werden sogleich vorgenommen."

Die Zeugen erhoben sich von der Bank und folgten ihnen. Der Notar nahm den Akt, las denselben vor und wandte sich an Leo mit der Bitte, das Geld aufzuzählen. Er that es und stellte die Frage, ob die Löschung der Hypothek besorgt werde und keinerlei Nachteile mehr für ihn vorhanden seien."

„Sie können ruhig auszahlen," sagte der Notar. „Ich sorge schon dafür, daß Sie nicht benachteiligt werden."

Leo legte seine Brieftasche auf den Tisch und nahm aus derselben so viel Banknoten, als der Jude haben umßte. Dieser beschaute jedes einzelne Stück mit großer Aufmerksamkeit. „Man muß sich vorsehen," sagte er, „denn es sind immer falsche Noten im Umlauf."

„Sind diese echt?" fragte der Notar.

„Ganz echt, daran ist kein Zweifel."

„Dann setzen Sie Ihren Namen unter das Dokument."

„Moses Aaron," schrieb er. Leo zahlte den Akt und erhob sich, um zu gehen."

„Nehmen Sie's nicht übel, junger Herr," schmunzelte Moses; „ich weiß, wie es bei jungen Leuten geht, sie kommen oft in Verlegenheit und wissen nicht gleich, wo sie das Geld hernehmen sollen, aber Moses Aaron hilft gerne, und wenn einmal der Fall eintreten sollte, dann brauchen Sie nur ein Briefchen zu schreiben. Moses Aaron kommt dann gleich nach dem Sonnenhofe und bringt, so viel Sie haben wollen."

„Vorläufig habe ich noch genug, Moses, aber wenn es einmal notwendig werden sollte, dann will ich daran denken." Die Thüre schloß sich hinter ihm. Moses steckte das Geld ein und ging ebenfalls.

Für Leo war es nicht ohne Gefahr, in Bonn zu sein. Als er vom Notar zurückkehrte, begegneten ihm einige Bekannte, die sich gerade in der muntersten Laune befanden. Sie stürzten auf ihn zu, schüttelten ihm die Hände und riefen: „Du sollst ja ein Krösus geworden sein, alter Junge. Nun mußt Du aber auch sogleich mit in die Kneipe. Vorwärts, nicht mucken!"

Er muckte nicht, sondern ging mit. Die Kneipe

war heute bis auf den letzten Platz gefüllt, denn es hatte sich rasch rund gesprochen, daß der joviale und freigebige Sonnenberg da sei. Alle riefen ihm fröhliche Grüße zu, jedem mußte er mit einem Schluck nachkommen, und bald war er wieder im alten Fahrwasser. Das Beisammensein gestaltete sich zu einem improvisierten Morgenkommerce, der ziemlich tief in den Nachmittag hineindauerte.

„Sag' einmal, alter Junge," sprach einer von den Studenten, „Du könntest heute abend etwas für uns thun, denn es geht das Gerücht, Du seiest ein entsetzlich reicher Knopf geworden."

„Bier und Cigarren so viel ihr wollt, auch kalte Küche," gab er animiert zur Antwort.

Das wurde von allen mit Freuden begrüßt, und am Abend war der Saal zu klein. Leo befand sich ganz in seinem Elemente, und als ihm der Kopf warm wurde und seine Lustigkeit wuchs, da vertraute er einem guten Freunde an, daß er bald etwas Außerordentliches erleben werde, denn er sei nichts weniger, als der Herzog von Sonnenberg. Der Student hielt diese Mitteilung für einen Scherz, aber der Einfall gefiel ihm. Er klopfte an sein Glas und rief: „Füllt einmal das Trinkhorn und reicht es mir her!"

Es wurde ihm gereicht und er begann seinen Toast: „Brüder, neben mir seht ihr den Mann, der in Bauernschuhen hierherkam, und in Kanonenstiefeln fortging. Was die Strümpfe angeht, so ist es zwischen den Gelehrten noch eine Streitfrage, ob der Moses Aaron ihn oder ob er den Moses Aaron darauf gebracht. Die Klarstellung hat nicht viel auf sich; es sind untergeordnete Fragen, aber unzweifelhaft steht fest, daß Moses Aaron das Zeug dazu hat, ihn davon zu bringen. (Brüllendes Gelächter.) Ich bitte mich nicht zu unterbrechen; von den Strümpfen habe ich nur gesprochen, um mit den Füßen anzufangen und mit dem Kopfe aufzuhören. Nicht, als ob mein Freund Leo Sonnenberg ein so vortrefflicher Kopf wäre. Es handelt sich gar nicht darum, was er im Kopfe hat, sondern darum, was er drauf haben wird. Ihr denkt

vielleicht: am Werktage eine Schlafmütze und am Sonntage einen Cylinder, im Sommer einen Strohhut und im Winter einen Filz. Das aber sind plebejische Voraussetzungen, die ihm gar keinen Vorzug vor uns geben würden. Ich sage euch, er wird etwas ganz anderes auf dem Kopfe haben, etwas, was ihr nie darauf bekommt. Daß ich damit keine Glatze und keine Perücke meine, könnt ihr euch leicht denken, denn die meisten von uns haben so viel Haare lassen müssen, daß ihnen ein solcher Schmuck ohnehin bevorsteht. Nein, es ist etwas anderes, meine Brüder! Wollt nur festhalten, daß es auf den Kopf gehört.

In der Universitätsbibliothek stehen eine Menge in Schwein gebundene Bände; es sind dort Berge von Pergamenten aufgehäuft; die Mönche haben sich an den Manuskripten die Finger krumm geschrieben. Ich frage euch: habt ihr da einmal gehörig die Nase hineingesteckt? Ich sage nein! Sonst würdet ihr wissen, was unser Freund Sonnenberg auf dem Kopfe haben wird."

„Doch keinen Korb mit Hühnereiern?" rief einer aus der Versammlung, und erregte dadurch ein lautes Gelächter.

„Naseweiser Bursche," rief der Redner, „mit Deinem ganzen Korbe voll Hühnereier hast Du doch das Ei des Columbus nicht gefunden. Ich würde Dir acht Tage Bedenkzeit geben, aber in der Zwischenzeit würde das Bier sauer. Ich komme nun auf den wahren Hammel, aber da meine Entdeckung eine ganz außerordentliche ist, so muß ich die Füchse ersuchen, daß sie keine leeren Gläser leiden. So, nun aber bleibt nicht faul auf eueren Stühlen sitzen, denn es soll nun an den Tag kommen, was unser Freund Leo auf dem Kopfe haben wird: Eine Krone!"

„In die Krone wird er etwas bekommen," sagte der Eierprophet.

„Schweige Mann," rief der Redner. „Da Dir der Verstand fehlt, einen eigenen Gedanken zu haben, so wirst Du nachher dieses Horn dreimal leeren und uns dann mitteilen, wie es einem zu Mute ist, der etwas in der Krone hat. Was die Krone angeht, meine Freunde, so spreche ich nicht durch die Blume, sondern ohne alle

Schleier. Leo hat mir selbst anvertraut, daß die Pergamentgelehrten herausgebracht haben, er sei der Herzog von Sonnenberg. Wir haben in Bonn schon Prinzen, Königs- und Kaisersöhne gehabt, aber wir haben uns nichts aus ihnen gemacht, weil sie altbackenen Stammes und moderiger Herkunft waren. Der Vorzug, welchen eine frische Semmel vor einer alten hat, ist euch allen bekannt. Nun, meine Freunde, wir haben hier einen frischen Herzog, den Herzog Leo von Sonnenberg, auf den ich das Horn leere. Er lebe hoch!"

Der Scherz gefiel, aber dem Leo ging er fast zu weit. Er fühlte sich in seiner künftigen Würde ein wenig verletzt und wollte das Kneiplokal verlassen; aber die anderen redeten ihm zu, daß er blieb. Es war ihm durchaus nicht lieb, daß man ihn mit der neuen Würde hänselte. „Ihr nehmt es für Scherz," sagte er, „aber in einem halben Jahre sollt ihr anders denken! Das erregte ein noch lauteres Gelächter. Nun aber nahm er sich fest vor, ihnen zu zeigen, daß sie auf dem Holzwege seien.

Am folgenden Morgen ging er zu Marheid. Es wurde ihm zu lang, bis er vorgelassen wurde. Der Professor hieß ihn herzlich willkommen und lud ihn ein, einige Tage bei ihm zu bleiben.

„Einige Tage, das ist zu viel; aber ein paar Stunden will ich gerne bei Ihnen zubringen. Eigentlich komme ich, um Ihnen zu sagen, daß ich den Turm für Sie reserviere, und daß Sie jederzeit auf dem Sonnenhofe gerne gesehen werden."

„Es ist mir lieb, daß Sie so freundlich gesinnt sind; denn der Sonnenhof ist bisher eine wahre Fundgrube für mich gewesen. Mein Manuskript haben Sie noch nicht gesehen?"

„Doch, Herr Professor, ich nahm mir eines Tages die Freiheit, es durchzublättern und sah zu meinem Erstaunen, daß wir in direkter Linie von dem Herzoge Henning von Sonnenberg abstammen. Sind Sie noch der Meinung?"

„O gewiß, es kann gar nicht bezweifelt werden! Ich sagte Ihrem Vater, daß ihm nichts im Wege stehe, den Titel „Herzog von Sonnenberg" wieder anzunehmen; aber er lachte darüber und wollte der Sonnenbauer bleiben."

„Mein Vater hatte gewissermaßen recht, denn er war unter den Bauern der erste; für mich aber liegt die Sache anders. Ich bin noch jung, kann mich nicht rühmen, ein guter Bauer zu sein, und möchte es doch zu etwas bringen."

„Sie wollen den Titel aufnehmen?"

„Nicht allein den Titel, sondern auch die Teile des Herzogtums, welche vakant werden."

Marheid sah sich den jungen Mann an und schüttelte den Kopf. „Leo," sagte er, „ich rate Ihnen davon ab. Obschon Ihr Recht fest steht, so bin ich doch nicht der Meinung, daß Sie wohl thun, auf dem Gedanken zu verharren."

„Aber Sie rieten es doch meinem Vater!"

„Seitdem bin ich zu besserer Einsicht gekommen. Wenn die Vakanzen eintreten, dann wird der Kaiser seine Hand darauf legen. Was wollen Sie dann mit Ihrem Rechte machen. Sie müßten dem Kaiser eine Armee entgegenstellen; in ein paar Monaten wäre der Sonnenhof drauf, und neue Gelder würden Sie nicht auftreiben. Der Kaiser aber hat Soldaten die Menge und kann es aushalten."

Leo lächelte.

Der Professor aber fuhr fort: „Ich würde Ihnen nicht einmal raten, den Titel anzunehmen."

„Warum nicht?"

„Sie sind jung und unerfahren. Ihrem Vater hätte es nichts geschadet, denn er war ein fester, unbeweglicher Charakter, aber bei Ihrer Jugend und Unerfahrenheit liegt die Gefahr nahe, daß Sie auf falsche Wege geraten und Ihr Vermögen verzetteln. Sie thun am besten, wenn Sie den Sonnenhof mit demselben Fleiße bewirtschaften, wie es Ihr Vater gethan."

„Wahrscheinlich komme ich zu dem Entschlusse, aber

ich möchte wenigstens im stande sein, im Notfalle auftreten zu können. Man kann ja nicht wissen, wie alles kommt. Haben Sie Ihr Manuskript schon in Druck gegeben?"

„Ich habe kein Glück gehabt. Den Verlegern war das Unternehmen wegen der vielen Kupfer zu teuer."

„Sie würden also die riesige Arbeit umsonst gethan haben?"

„So scheint es!"

„Das sollte mir leid thun. Wie viel Honorar würden Sie von einem Buchhändler beanspruchen?"

„Tausend Thaler wäre nicht zu viel."

„So will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Ich gebe Ihnen die tausend Thaler und trage die Druckkosten. Sie lassen zweitausendfünfhundert Exemplare abziehen und geben mir fünfhundert; die anderen können Sie für sich verwerten.

Marheid sah den jungen Mann mit einem verwunderten Gesichte an. „Ihr Vater würde keinen Pfennig gegeben haben," sagte er.

„Er hatte sich niemals um die Wissenschaft bekümmert. Für mich liegt die Sache anders; ich unterstütze solche Bestrebungen gerne, und ich kann es, ohne mir wehe zu thun, denn ich besitze viel bares Geld und Wertpapiere, habe auch bedeutende Kapitalien ausstehen."

„Das ist ein königliches Anerbieten," sagte Marheid. „Das Geld könnte ich brauchen, aber nicht deswegen gefällt mir Ihr Vorschlag, sondern weil ich wünschen muß, daß meine Arbeit zu Ehren kommt, aber ich trage dennoch Bedenken."

„Warum, Herr Professor?"

„Weil ich fürchten muß, daß mein Buch Ihnen den Kopf verdrehen und Sie auf Abwege bringen wird."

„Unnütze Furcht. Ich habe den festen Charakter meines Vaters."

„Wenn Sie mir keine Schuld beimessen wollen, dann mag es sein."

„Sie werden niemals einen Vorwurf von mir hören."

„Abgemacht! Schon morgen werde ich mit einem Drucker unterhandeln.“

„Die tausend Thaler erhalten Sie, sobald ich auf den Sonnenhof zurückgekehrt bin, und vom Drucker schicken Sie mir die Rechnung.“

Als Leo das Gymnasium verließ, fühlte er sich schon in der Herzogswürde. „Ich will den Bücherwurm benutzen, aber seinen Ratschlägen nicht folgen,“ sprach er zu sich selbst. Von dort begab er sich sofort zum kommandierenden General, denn er war der Meinung, daß jetzt nichts auf der Welt wichtiger sei, als das Kriegshandwerk zu erlernen.

Den General traf er zu Hause und drückte ihm den Wunsch aus, noch in diesem Herbste als Einjähriger bei den Husaren einzutreten.

„Es sind noch ein paar Stellen offen,“ sagte dieser, „und ich habe gegen Ihren Eintritt nichts einzuwenden, aber schon in vierzehn Tagen müssen Sie sich stellen.“

Das war ihm sehr lieb. Sogleich ging er auf die Suche nach schönen Zimmern in der Nähe der Kaserne. Da es ihm nicht darauf ankam, was sie kosteten, so kam er bald zum Ziele; aber die Möbel waren ihm nicht fein genug. Er ließ auf seine eigenen Kosten neue kommen, und nun war die Wohnung eine fürstliche. Jetzt begab er sich zum ersten Militärschneider und ließ sich ein halbes Dutzend Uniformen anmessen; dann stieg er zu Pferde und ritt wieder nach dem Sonnenhofe zurück.

„Aber, wo sind Sie denn so lange gewesen, junger Herr?“ fragte ihn Martersteg.

„Ich muß mein Jahr abdienen; in vierzehn Tagen trete ich als Husar ein.“

„Das trifft sich aber schlecht, jetzt, wo Sie kaum als Eigentümer eingebürgert sind.“

„Es würde sich zu allen Zeiten gleich bleiben. So lange ich einen so guten Verwalter habe, kann ich übrigens vom Hofe wegbleiben, ohne daß mir der geringste Schaden erwächst. Richte Dich also darauf, daß Du auf ein Jahr der alleinige Befehlshaber hier bist und nicht allein

das Gesinde, sondern auch die Einnahmen und Auszahlungen unter Dir hast."

Diese kurze Unterredung genügte dem jungen Manne, um eine so wichtige Angelegenheit zu ordnen. Sein ganzes Sinnen und Trachten drehte sich jetzt um den Soldatenstand; für etwas anderes hatte er keinen Sinn mehr. Am vierzehnten Tage begab er sich zur Stadt, und er traf dort mit den jungen Leuten zusammen, die ebenfalls bei den Husaren eintraten. Zu seiner Freude waren sie jovial angelegt, so daß er sich von seinem Dienstjahre viel Vergnügen versprechen konnte.

Wie wir Leo bisher kennen gelernt haben, ließ sich kaum voraussehen, daß er ein eifriger Soldat sein würde; körperliche Anstrengungen waren seine Sache nicht, aber hier wich er von seinem sonstigen Verhalten ab. „Ich muß den Krieg lernen," sprach er zu sich selbst, „damit ich gerüstet bin, wenn es gilt, meinen Vorteil zu wahren."

Im Dienste war er so eifrig, daß er in kurzer Zeit alle Schwierigkeiten überwand. Die Offiziere, welche sonst an ein laxeres Verhalten der Einjährigen gewöhnt waren, sahen seinen Ernst mit Freuden und ließen es ihm auch gelegentlich fühlen, daß sie zufrieden mit ihm waren. In kurzer Zeit wurde er Unteroffizier, und man legte ihm unter den Fuß, daß seinem Avancement zum Landwehroffizier nichts im Wege stehe. Dadurch verdoppelte sich sein Eifer und der junge Mann zog die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten immer mehr auf sich; aber auch die Bürger, besonders die Besitzer von Gasthöfen und Restaurationen kannten den jungen Husaren und zogen die Mützen tief vor ihm ab, denn sie hatten beständig Lösung von ihm. Es verging fast kein Abend, wo er seine Kameraden nicht irgendwo zum Essen einlud, und dann flossen die feinsten Weine und der Champagner, als wenn sie kein Geld kosteten. Daß dadurch eine bedeutende Lücke in seine Barbestände gerissen wurde, wird jeder einsehen.

Eines Mittags, als er von der Übung zurückkam, fand er in seinem Schlafgemache eine große Kiste. Er

vermutete den Inhalt, ließ sich Hammer und Zange geben und öffnete sie. Richtig, es waren die Bücher, welche den Nachweis lieferten, daß er der legitime Herzog von Sonnenberg war. Ein Exemplar nahm er heraus, und es lief ihm eine Art von heiligem Schauer über den Rücken, als er schon auf dem Titel stehen sah: Leo, Herzog von Sonnenberg. Seine Freude wurde zu einem wahnsinnigen Rausche und es dauerte lange, bis seine Ruhe zurückkehrte.

Er schellte seinem Burschen und sprach: „Gehe zu Herrn Wenker, dem ersten Buchbinder der Stadt und bitte ihn, sogleich herüber zu kommen, da ich eine wichtige und eilige Arbeit für ihn habe."

Wenker ließ nicht lange auf sich warten. Leo legte ihm eines der Bücher vor und sagte: „Es sind ihrer fünfhundert Stück, die alle auf das eleganteste gebunden werden müssen. Es muß für den Einband eine besondere Zeichnung gemacht werden, die zu den Kupfern paßt und die Deckel und der Rücken müssen reich vergoldet sein. Auf dem Rücken und dem Oberdeckel müssen die Worte: Leo, Herzog von Sonnenberg, deutlich ins Auge fallen. Können Sie die Zeichnung besorgen, und haben Sie die erforderlichen Pressen?"

„Für solche Arbeiten steht mir ein Maler zur Seite, und ich bin vollständig eingerichtet, um ein elegantes Werk anzufertigen."

„So geben Sie sich gleich daran."

„Es wird viel Geld kosten."

„Das fällt nicht in die Wagschale. Sie werden sofort bezahlt, können auch Vorschuß haben."

Der Meister ließ die Kiste durch seine Gesellen holen und eine Zeichnung machen, welche er dem Einjährigen vorlegte. Sie fand seinen ganzen Beifall, und er trieb den Meister zur Eile an.

Als der erste Band fertig war, erklärte Leo seine Zufriedenheit und stellte denselben auf das Bücherbrett neben die militärischen Schriften, die er sehr fleißig studiert hatte.

„Meister Wenker,“ sprach er dann, „hier ist ein Verzeichnis derjenigen Personen, welche ein Buch haben sollen. Lassen Sie für jedes ein hübsches Holzkistchen machen und senden Sie die Bücher an ihre Adressen. Es ist mir lieb, wenn es sobald als möglich geschieht.“

Acht Tage später waren nicht allein die Studenten von Bonn, sondern auch die Offiziere und Einjährigen seines Regimentes im Besitze eines Freiexemplars. Die Beschenkten waren natürlich verwundert, aber im ersten Augenblicke dachte fast niemand daran, daß der neue Herzog der Leo Sonnenberg sei, den sie als einen so fröhlichen Lebemann kannten. Als sie aber daran nicht mehr zweifeln konnten, lachten sie herzlich, weil ihnen die Sache gar zu drollig vorkam. Das Buch erregte unterdessen in der gelehrten Welt großes Aufsehen. Mit einem ungläubigen Kopfschütteln ging man an das Studium, aber bald änderte sich die Anschauung. In allen Zeitungen wurde das Buch besprochen; die Kritiker ließen nicht allein dem Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren, sondern erklärten auch unumwunden, es sei kein Zweifel, daß dem jungen Manne der Titel gebühre.

Hatte Leo nun die öffentliche Meinung für sich gewonnen, so strebte er jetzt darnach, auch die staatliche Anerkennung zu erhalten. Auf seinem Stammbaume lag der Staub der Jahrhunderte, und er fürchtete, in Kollisionen zu kommen, wenn er sich diese Anerkennung nicht verschaffe. Die Offiziere machten ihre Aufwartung bei ihm; auch der kommandierende General kam und wünschte ihm Glück. Im Verlaufe des Gespräches fragte er, ob er die Absicht habe, den Titel zu führen.

„Ich glaube, daß es in meinem Vorteile liegt,“ antwortete Leo. „Heutzutage muß ein junger Mann, welcher vorwärts kommen will, alle Vorteile benützen.“

„Sie würden beim Ministerium erst einkommen müssen; ich glaube kaum, daß Schwierigkeiten entstehen werden. Der Ministerpräsident ist mein Freund, und da ihm die Sache zu Ohren gekommen, so hat er sich mein Exemplar erbeten und dasselbe durchgelesen. Sein Urteil

stimmt mit dem der gelehrten Kritiker überein, und er ist des Glaubens, daß man Sie nicht abschlägig bescheiden kann, wenn Sie einkommen. Ich bin derselben Meinung, habe aber doch meine Bedenken. Ich fürchte nämlich, daß Sie in eine Bahn gedrängt werden, die Ihnen finanziell nicht günstig sein kann. Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich ganz offen spreche: Sie haben eine große Neigung, Geld auszugeben; Ihr Dienstjahr wird Ihnen hohe Summen kosten. Es liegt so zu sagen in der Natur der Sache, daß Sie als Herzog genötigt sind, Ihrem Titel gemäß zu leben und noch weit größere Summen auszugeben, als Sie es jetzt thun."

„Ich habe nicht die Absicht, Excellenz; ich will die Bestätigung des Titels nur anstreben, um mir weitere Bahnen zu öffnen. Die Welt ist ja einmal so; sie liebt das Glänzende."

„Wenn Sie stark genug sind, sich zu wehren, dann will ich keine weiteren Einwendungen machen," sagte der General und empfahl sich. Leo aber versäumte keinen Augenblick, beim Ministerium einzukommen. Schon nach zwei Monaten erhielt er die Bestätigung, und war nun ohne jede Anfechtung Herzog von Sonnenberg.

Seit der Unterredung mit dem General machte sich übrigens eine große Veränderung bei ihm bemerkbar. Sein verschwenderisches Leben gab er gänzlich auf und lebte mit einer Eingezogenheit, welche nicht allein seine Kameraden, sondern auch die Offiziere in Erstaunen setzte.

Er legte sich diesen Zwang auf, weil er fürchtete, seine bisherige außerdienstliche Lebensweise könne ihm schaden und seinem glühenden Begehren Landwehroffizier zu werden, im Wege stehen. Es kostete ihm genug Überwindung, die Rolle durchzuführen. Endlich war das Jahr herum, und sein Wunsch ging in Erfüllung.

„Meine Freunde," sprach er am letzten Tage zu den Einjährigen, „wir haben uns lange Fasten auferlegt. Ich denke, sie sind nun zu Ende, und wenn ihr auf einige Tage mit mir nach Sonnenberg gehen wollt, so werden wir uns für die Entbehrungen entschädigen."

Dieser Vorschlag wurde von allen mit Freuden angehört, und sie waren bereit, ihn zu begleiten.

Er hatte durch ein Schreiben an Martersteg dafür gesorgt, daß ihnen ein glänzender Empfang bereitet wurde; es war nur seine Sorge, ob der Meisterknecht auch alles im einzelnen so ausgerichtet habe, wie er es vorgeschrieben. Als Martersteg den Brief erhielt, kratzte er sich am Kopfe und sprach: Nun beginnt die Narrheit, aber ich kann mich nicht dazu hergeben; auch fehlt mir das Geschick zu solchen Dingen, aber ich will den Musikanten Linsard kommen lassen, der ist mit solchen Flausen bekannt, und sie machen ihm mehr Spaß, als mir.

Linsard kam gerne, und als er den Brief gelesen hatte, erklärte er sich sofort bereit, alles so auszuführen, wie es vorgeschrieben war, aber er mußte sehr eilen, denn zwischen dem Empfange des Briefes und Leos Ankunft lagen nur drei Wochen. Was er alles einzurichten hatte, werden wir im Verfolg hören.

Die jungen Leute hatten in der Stadt Wagen genommen und fuhren in ihrer Uniform dem Sonnenhofe zu.

Am Eingange zeigte sich eine Veränderung. Der früher stets offene Eingang war zugemauert, das Thor in der Mitte geschlossen. Über demselben hing das herzogliche Wappen von Sonnenberg, daneben flatterten Fahnen; auch auf den Türmen des Hofes wehten lange Fahnen in der Luft.

Leo schritt an das Thor, klopfte mit dem schweren Ringe auf die eiserne Platte und rief: „Aufgemacht!“

Auf der Höhe des Thores erschien ein mittelalterlich gekleideter Mann und fragte; „Wer begehrt Einlaß!“

Leo, Herzog von Sonnenberg!“

Der Mann verschwand von der Mauer, und man hörte im Innern Trompetenstöße. Gleich darauf wurden beide Thorflügel geöffnet. Innerhalb standen in einer Doppelreihe die Knechte und Mägde und erhoben den Ruf: „Hoch lebe der Herzog Leo von Sonnenberg!“

Jetzt erschien Linsard, der mittelalterlich gekleidete

Mann, stellte sich vor den Herzog und hielt eine blumenreiche Rede. Als dieselbe beendigt war, gab er den aufgestellten Musikanten ein Zeichen; die setzten ihre Blasinstrumente an und spielten den Herzog in die Burg.

Am Eingange des Speisesaales stand Brig. Auch ihr hatte Linsard eine Rede einstudiert, aber sie war dem kindischen Schauspiele nicht hold, und beim Anblicke der Fremden kam sie so außer Fassung, daß sie errötete, einen linkischen Knix machte, und verschwand.

Der Speisesaal war mit Wappen und Bannern dekoriert, und einige von den Knechten steckten in Livreen; sie sollten die Speisen auftragen.

Die Einjährigen hatten Mühe, sich des Lachens zu erwehren, denn der ärmliche Pomp kam ihnen gar zu spaßhaft vor. Sie wollten es auch mit dem Herzog nicht verderben, denn die frohen Tage durften sie schon mitnehmen, ohne ihrem Freunde seine Narrheiten vorzurücken.

Brig hatte wirklich für eine herzogliche Küche gesorgt, und der neu ernannte Kellermeister schonte die Weine nicht. So ging denn alles in der größten Fröhlichkeit her. Dem neuen Herzoge wurden so viel Toaste gebracht, als Gäste vorhanden waren. Das Mahl dauerte bis zum Abende; berauscht gingen sie zu Bette und schliefen bis in den halben Morgen. Nach dem Frühstücke begaben sie sich in den Wald und lagen der Jagd ob. Alles, was ihnen vor die Büchsen kam, wurde niedergeschossen, so daß der Jäger Holm ein sehr unzufriedenes Gesicht machte, aber er durfte sich seinem Herrn gegenüber nichts merken lassen.

Das erlegte Wild mußte von den Knechten in die Küche geschleppt werden. Es war so viel, daß Brig dasselbe nicht zu lassen wußte. Eine Woche lang dauerte dieses Wesen fort. Linsard mußte immer neue Unterhaltungen erfinden, und da er in solchen Dingen unerschöpflich war, so blieb ihnen die Langeweile fern.

Endlich wurde den Einjährigen das Treiben schal; sie verlangten, abzureisen.

„Nun," sagte Leo, „wenn ihr euch nicht länger halten lassen wollt, so zieht, aber kommt bald wieder und seid versichert, daß ihr hier eine gute Aufnahme findet."

Beim Morgentrunk ließen sie noch einmal den Herzog leben, dann zogen sie ab. Leo aber beorderte den Linsard, daß er mit seiner Kapelle die Herrn den Wald hinabspielte. Als sie jenseits der Gräben und Wälle angekommen und allein waren, ließen sie ihrem Spott freien Lauf.

„Ich gehe nicht wieder hin," sagte einer, „denn nachher heißt es, wir hätten ihm geholfen, den Sonnenhof aufzehren."

„Der Hochmutsnarr," sprach ein anderer, „er hat mir im stillen anvertraut, daß er mit der Absicht umgeht, vor und nach ein Heer zu bilden, um seine Ansprüche mit Gewalt durchzusetzen, wenn die Gelegenheit gekommen ist."

„Das hat er auch mir im Vertrauen gesagt," nahm wieder ein anderer das Wort, „und ich fürchte, daß er Thor genug ist, es durchzusetzen, und uns auf dem Sonnenhofe Offizierstellen anzubieten.

Das erregte allgemeines Gelächter. Leo wurde nach der Schwierigkeit durch die Zähne gezogen; der eine kramte von ihm noch mehr Narrheiten aus, als der andere.

Hätte Leo gewußt, wie seine Freunde von ihm sprachen, so würde ihm vielleicht noch früh genug ein Licht aufgegangen sein; aber er war so verblendet, daß er es gar nicht für möglich hielt, es könne sich jemand über ihn lustig machen.

VII.

Mittags, als Leo eben sein Schläfchen gehalten hatte, kam Marterſteg herein. In der einen Hand hatte er einen großen Beutel, in der anderen Papiere. Von Unterwürfigkeit und Devotion war kein Stückchen an ihm zu bemerken. Er ſagte auch nicht: Allergnädigſter Herr Herzog, ſondern einfach: guten Tag, junger Herr! Ich bin gekommen, um mit Ihnen abzurechnen. Da iſt das Geld und hier ſind die Aufzeichnungen mit den Quittungen."

„Leg nur alles zuſammen auf den Tiſch," ſprach Leo gleichgültig.

„Nein, junger Herr, das geht nicht; es muß alles ordnungsmäßig gemacht werden. Hier habe ich die Rechnung doppelt aufgeſtellt; das eine Exemplar iſt für mich und das andere für Sie. Die großen Haken müſſen Sie verzeihen, Herr; ich habe eine ſchwere Arbeitshand, die ſich zum Schreiben wenig eignet; aber die Rechnung werden Sie richtig finden, denn ich habe alles ſogleich aufgeſchrieben. Haben Sie die Güte, mit mir zu vergleichen."

Er legte ihm eine der Aufſtellungen hin, las ihm die Poſten vor und reichte ihm die Belege dazu, bis er fertig war. „Nun zählen Sie gefälligſt die Einnahmen

und Ausgaben zusammen und ziehen das eine von dem anderen ab, so muß die Ziffer mit dem Gelde im Beutel stimmen."

„Die Rechnung ist richtig," sagte Leo, und als Martersteg das Geld auf den Tisch gezählt hatte, sagte er ebenfalls: „Es ist richtig," aber er hatte weder auf das eine noch auf das andere einen Blick geworfen; er war zu sehr mit seiner Herzogswürde beschäftigt.

Martersteg schob ihm seine Aufstellung hin und bat ihn, dieselbe zu unterzeichnen, damit er sich später ausweisen könne. Mechanisch schrieb Leo ihm eine Quittung, welche Martersteg in seine Tasche schob. Er war noch nicht fertig. Ein anderes Papier auf den Tisch legend, sagte er: „Da ist die Abrechnung über mein Guthaben, die Sie gefälligst prüfen wollen. Ich bekomme noch dreißig Thaler, und ich möchte dieselben jetzt haben."

Leo zählte ihm die dreißig Thaler ab und schaute den Meisterknecht verwundert an. „Du machst alles in einem so feierlichen und kalten Tone ab, als ob Dir irgend etwas nicht recht sei."

„Mein Mietjahr," sprach Martersteg, „geht erst Mariä Lichtmeß zu Ende und Sie könnten mich bis dahin halten, aber die Feldarbeit ist sozusagen beendigt, und Sie verlieren nichts, wenn Sie mich schon jetzt ziehen lassen."

„Wie, Du willst mich verlassen? Ist Dir der Lohn nicht hoch genug, so will ich ihn gerne verdoppeln."

„Der Lohn ist anständig."

„Was für einen Grund hast Du denn, zu gehen?"

„Einen sehr wichtigen, junger Herr; ich mag es nicht mit ansehen, wenn der Sonnenhof unter den Hammer kommt. Seit meiner Kindheit bin ich auf demselben und habe mir im Vereine mit Ihrem Vater die redlichste Mühe gegeben, aus ihm zu machen, was er jetzt ist. Nehmen Sie mir es nicht übel, wenn mir bei dem Gedanken, daß er auseinander gerissen wird, das Herz blutet."

„Aber wie kommst Du auf diesen Glauben?"

„Nehmen Sie mir es nicht übel, junger Herr, wenn

ich Ihnen reinen Wein einschenke. Speichellecken und Scharwenzeln ist meine Sache nicht; ich habe es niemals gekonnt und werde es auch niemals lernen, aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Der Hof wird drauf gehen, das steht bei mir fest, denn Sie werfen das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus. In Bonn haben Sie es schlimm liegen lassen und bei den Husaren nicht weniger, und nun fängt auch noch die Narrheit mit dem Herzog an; da muß ja alles drunter und drüber gehen."

„Die Narrheit mit dem Herzoge," dachte Leo, das war ihm zu viel gesagt; es kränkte ihn in seiner Würde und er sagte kurz entschlossen: „Ich halte Dich nicht zurück. Suche Dein Heil anderwärts."

„Junger Herr," nahm Martersteg noch einmal das Wort, „ich wünsche von Herzen, daß es besser geht, als ich vermuten muß. Leben Sie wohl, und lassen Sie sich von einem alten Manne, der es wohl mit Ihnen meint, warnen."

Leo wandte ihm den Rücken, ohne die dargebotene schwielige Hand anzunehmen. Martersteg aber stieg hinauf in sein Kämmerchen, packte seine Kleider in ein Bündel und verließ das Haus. Auf dem Wege den Berg hinab wurde es ihm so wehmütig, daß ihm das Weinen nahe war; es kostete ihm einen harten Kampf, von dem Orte zu scheiden, an welchem er alle seine Kräfte eingesetzt hatte, um seinem Herrn zu helfen.

Unten am Graben schüttelte er energisch mit dem Kopfe und sprach zu sich selbst: „Schäme dich der Weichheit, Martersteg, sei ein Mann!"

Strammen Schrittes folgte er der Landstraße, bis er an einen Seitenweg kam. Diesem ging er nach bis zu einem kleinen Gehöfte. Das Haus hatte nach der Straße nur wenige Fenster, und diese waren ganz umrankt von den Zweigen eines Pfirsichspaliers, welcher die ganze Fronte einnahm. Neben dem Hause lagen die Stallung und die Scheune. Sie machten einen angenehmen und freundlichen Eindruck.

Martersteg öffnete die Thüre, welche ebenfalls von den Zweigen des Aprikosenspaliers umgeben war, und trat in die Küche. Dort saß die alte Frau Maring in ihrem Lehnstuhle und wärmte sich am Herde.

„Wie geht's, Frau Maring?" fragte er und reichte ihr die Hand hin.

„Schlecht, Martersteg; ich kann nicht mehr recht von der Stelle; die Gicht plagt mich und ich kann dem Gütchen nicht mehr vorstehen. Warum hast Du es nicht gekauft; Du würdest gut fortgekommen sein, weil Du rüstig bist und Dich auf den Ackerbau und die Gartenkultur verstehst. Hundertmal habe ich es Dir angeboten, aber Du hast es ausgeschlagen, und es will's überhaupt niemand haben. Nächstens werde ich nicht mehr im stande sein, die Zinsen zu bezahlen, und dann wird die Plage noch größer. Kauf' es mir ab, Martersteg; ich möchte mich ins Hospital einkaufen, damit ich ohne Sorgen meinem Tode entgegensehen kann."

„Ich habe jetzt bessere Kauflust als früher," antwortete Martersteg, „aber ich muß mir das Gütchen doch noch einmal besehen. Erlaubt Ihr es?"

„Ja, geh' nur, und schaue Dir alles an!"

Er ging hinaus, besah sich den Acker, untersuchte die Qualität des Bodens und prüfte alles. Auch in den Stall ging er, besah sich das Pferd und die Kühe und machte einen Überschlag, dann kehrte er wieder in die Küche zurück und fragte nach dem Preise.

„Moses Aaron hat zweitausend Thaler darauf stehen," gab sie zur Antwort. „Es sollten eigentlich nur tausend sein; ich weiß gar nicht, wie es gekommen ist, daß ich so viel schuldig bin, aber es ist einmal so. Wenn Du mir fünfhundert Thaler bar giebst und den Moses Aaron übernimmst, dann bin ich geborgen; ich kann mich einkaufen."

Das Gütchen ist das Geld im Herzen wert, Frau Maring, aber es ist furchtbar vernachlässigt. Das Land ist voller Quecken und nicht einmal die Wintersaat bestellt."

„Das Saatkorn ist auf dem Speicher, und wenn das

schöne Wetter ein wenig anhält dann bleibt Dir noch Zeit, es einzubringen."

Er ging noch einmal hinaus, untersuchte alles zum zweiten Male und zog auch das Bächlein in Betracht, welches mitten durch den Garten floß, dann kehrte er zurück und fragte, ob der Waisenbub noch da sei und ob er wohl in seinen Diensten bleiben würde."

„Der Peter ist noch da, und er wird sich freuen, einen so tüchtigen Herrn zu bekommen, denn bei mir hat er doch nichts Ordentliches gelernt."

„Der Handel ist abgemacht, Frau Maring. Wenn Ihr zufrieden seid, spanne ich morgen die Karre an und fahre Euch in die Stadt. Dort kann der Akt gemacht werden und Ihr bekommt gleich die fünfhundert Thaler, denn sie stehen beim Notar."

„Ich bin damit zufrieden, aber eins wollt' ich noch bitten: Laß mir das Bett, ich bin so daran gewöhnt und könnte in einem anderen nicht schlafen. Es bleibt noch eines für Dich da!"

„Nun, auf das Bett soll es mir nicht ankommen."

Sie gaben sich die Hand, und der Handel war geschlossen. Am folgenden Mittag war Martersteg Besitzer des Gütchens und Frau Maring befand sich im Hospital. Er blieb noch beim Notar zurück. „Herr Notar," sagte er, „seit zwanzig Jahren bin ich auf dem Sonnenhofe gewesen, und der verstorbene Ewald hat mir außer meinem Jahreslohne von hundert Thalern jedes Jahr ein tüchtiges Geldgeschenk gemacht. Am letzten Tage des Jahres brachte ich Ihnen immer mein Geld. Jetzt aber muß ich es wieder haben, denn der Moses Aaron hat, wie Sie es niedergeschrieben haben, ein Kapital von zweitausend Thalern auf dem Gütchen, und ich mag mit dem Halsabschneider nichts zu thun haben; er soll bezahlt werden."

Der Notar nahm ein Buch aus dem Pulte, legte es ihm vor und sagte: „Ihr Guthaben reicht zu seiner Befriedigung und es bleibt noch ein Betriebskapitälchen übrig, welches Sie wahrscheinlich jetzt auch haben müssen."

„Ich wünsche es. Haben Sie die Güte, den Moses Aaron zu befriedigen und alles bündig zu betreiben.“

Am Nachmittage war Martersteg wieder auf seinem Gütchen. „Peter,“ sagte er, „wir dürfen keine Stunde verlieren, denn das Wetter kann umschlagen, und der Acker erfordert mehr Zeit, als ein gut bestellter. Wir müssen zunächst die Quecken vertreiben.“

Er spannte den Pflug ganz tief und begann zu pflügen. Peter aber mußte den Zugochsen anspannen und gleich hinter ihm her eggen. Jeden Augenblick war die Egge voll Quecken; er mußte einhalten, sie ausschütteln und auf Haufen sammeln.

Das war dem Peter noch nicht vorgekommen, aber er sah, daß die Maßregel eine sehr gute war und arbeitete mit Freuden. Seinem Herrn aber war nicht leicht etwas gut gethan. Als Peter glaubte, nun sei das Feld rein, legte er einen schweren Stein auf die Egge und ließ sie noch einmal ganz darüber gehen. Es kamen auch noch eine große Menge der garstigen Wurzeln zum Vorscheine. Sie wurden nun alle zusammen auf einen großen Haufen am Wege getragen.

„Wenn die Saat vorüber ist, sollen sie zerhackt und in die Mistgrube geworfen werden,“ sagte Martersteg; „anders ist dem schlimmen Zeuge nicht beizukommen.“

Jetzt wurde der Mist aus dem Stalle geholt und ausgebreitet; dann kam das zweite Pflügen und Eggen, das Säen und Walzen an die Reihe.

„Nun,“ sagte Peter, „wenn da kein Korn wächst, dann wächst es nirgendwo, denn wir haben den Boden um und um gewühlt.“

So wurde überall verfahren, bis der Roggen und Weizen in der Erde waren. Der Garten befand sich ebenfalls in großer Unordnung; er wurde deshalb schon jetzt umgegraben und der Boden vom Unkraute gereinigt. Im Frühlinge sollte er gedüngt und zum zweiten Male gegraben werden. Endlich kam der Winter, den Peter früher mit Nichtsthun zugebracht hatte. Das kam aber jetzt nicht mehr vor. Martersteg schnitt die Bäume, hieb Brennholz klein und hatte überhaupt viele Dinge zu thun, die sonst vernachlässigt worden waren.

Während unten im Thale so emsig geschafft wurde, setzte man auf dem Sonnenhofe das Schlemmerleben fort. Beständig waren Bonner Studenten da oben, und es fanden sich auch sonst gute Freunde ein, die eine gute Wein- und Bratenzunge hatten. Alle bestärkten ihn in seiner Hochmutsnarrerei; nur einer warnte, aber er wurde nicht gehört, nämlich Professor Marheid. Er kürzte deshalb auch seinen Aufenthalt nach Möglichkeit ab, und begnügte sich damit, von den Figuren und Ornamenten genaue Zeichnungen zu nehmen. Die Ausarbeitung wollte er zu Hause vornehmen.

Leo war der Meinung, daß ein Herzog sich würdig präsentieren und sehr gastfrei sein müsse. Auf dem Sonnenhofe hatte man früher nur Knechte und Mägde gesehen, dabei hatte es sein Bewenden gehabt, aber jetzt fand man dort allerlei Ämter. Linsard war mit einem Gehalte als Ceremonienmeister angestellt; sein schneidiger Kopf erfand immer neue Vergnügungen, die aber den Fehler hatten, daß sie viel Geld kosteten, wovon aber auch ein Teil ganz still und sanft in Linsards Tasche fiel.

Zwei Kammerdiener, mehrere Lakaien, zwei Läufer, ein Kammersänger waren da und außerdem noch ein Schauspieldirektor und ein Baumeister, welcher an dem neuen Schlosse zeichnete. An dieser Zeichnung konnte man so recht sehen, daß der Hochmut den jungen Sonnenberg dumm und toll machte. Wenn es aufgebaut worden wäre, würde es mehr Geld gekostet haben, als der ganze Hof wert war; aber Leo konnte noch immer den thörichten Gedanken nicht fahren lassen, er werde dereinst große Landstriche besitzen, und als regierender Fürst über Land und Leute zu gebieten haben.

Um sich in weiterer Umgebung Freunde zu erwerben, lud er die hervorragendsten Edelleute zu kostspieligen Gastmählern ein und that alles mögliche, um sich ihre Gunst zu sichern. Die Eingeladenen ließen sich's gut schmecken; hinter seinem Rücken aber sagten sie: „Er war ein reicher Bauer und ist nun ein armer Herzog. Es sitzt nichts hinter ihm; es ist alles nur Schein, und er hätte besser

gethan, den blauen Kittel anzubehalten und tüchtig zu arbeiten. Die Leute tragen seinen Hof in ihren Mägen von dannen."

Sie hatten wohl recht. Das bare Geld, welches sein Vater aufgespeichert hatte, war längst nicht mehr da, und die Wertpapiere waren demselben gefolgt; die Schuldscheine und Kapitalforderungen aber konnte er so leicht nicht flüssig machen. Indessen brauchte er viel Geld, denn seine Umgebung hatte ihm eingeredet, um festen Fuß zu fassen, müsse er die Grafen, Barone und die einflußreichsten Leute der ganzen Umgegend zu einem Mahle einladen und sie von seinen künftigen Herrscherrechten überzeugen, denn dadurch erhalte er vor und nach einen erheblichen Anhang, der ihm vom größten Nutzen sein werde.

Das leuchtete ihm ein, doch war er des Glaubens, daß es vorher notwendig sei, dem Hofe ein anderes Gewand anzuziehen; er müßte auswendig gleichsam neu gemacht und inwendig luxuriös eingerichtet werden. Um für diese Veränderung rasch Geld zu erhalten, bot er seine Schuldscheine zum Verkaufe an, aber niemand wollte sie nehmen. Da schrieb er an Moses Aaron: „Kommen Sie; ich brauche viel Geld."

Als der Jude dieses Briefchen erhielt, lachte ihm das Herz im Leibe. „Dachte ich's doch," schmunzelte er; „der Sonnenhof kommt schließlich doch an Moses Aaron."

Sogleich machte er sich auf den Weg, aber er beeilte sich nicht allzusehr, sondern sprach auf dem ganzen Wege bei seinen Schuldnern vor. „Je länger ich ausbleibe, desto mürber wird er," sprach er vergnügt zu sich selbst. „Er wird fluchen und den Moses Aaron bis in die untersten Schlünde der Hölle verwünschen, aber was soll's? Jehova beschützt die Juden und macht sich aus dem Fluchen der Christen nichts."

Am fünften Tage kam er auf dem Sonnenhofe an. „Gott, was für ein Schnickschnack," lächelte er, als er die Veränderungen sah; aber er fand sich rasch in die neue Rolle, trat mit einem Bücklinge, der fast bis auf

die Erde ging, ein, und sprach in demütigem Tone: „Erhabener Herzog, Fürstliche Gnaden, der arme Moses Aaron beugt sich in zerknirschender Unterwürfigkeit vor dem glorreichen Herzog Leo von Sonnenberg.“

Unwirsch gab Leo zur Antwort: „Es hat lange genug gedauert, bis Du gekommen bist.“

„Ist gewesen wegen der Furcht, hab' nicht genug Courage gehabt, vor Euer Herzoglichen Hoheit zu erscheinen. Wie viel Geld brauchen der Herzog?“

„Unter zehntausend Thaler kann ich nicht fertig werden.“

„Zehntausend Thaler? Ist viel Geld, soll aber beschafft werden auf eine Hypothek. Der Sonnenhof ist unter Brüdern das doppelte wert.“

„Hypothek geb' ich nicht, aber Schuldscheine und Obligationen.“

„Wenn Herzogliche Hoheit mir die Papiere zeigen, werde ich sehen, ob ich kann.“

Leo holte die Papiere herbei und legte sie ihm vor. Er prüfte sie einzeln und als er zu Ende war, schüttelte er mit dem Kopfe und sprach: „Kenne all die Leute und hab' schon Geschäfte mit ihnen gemacht. Sind ihrer genug darunter, die keinen Pfennig mehr wert sind. Die Verhältnisse haben sich verschlechtert. Kann auf Ehre nicht mehr geben, als die Hälfte des Wertes, was gerade ausmacht zehntausend Thaler.“

„Wann kann ich das Geld haben?“

„Morgen, übermorgen, wenn der Herzog wollen, aber die Papiere müssen überschrieben werden auf meinen Namen.“

„Natürlich, aber ich wünsche nicht, daß es in Bonn geschieht. Wollen Sie morgen nachmittag in Köln sein?“

„Morgen nachmittag? Wird schwer halten; der Weg ist weit, und meine Beine werden alt. Fahren ist teuer, kommt bei dem Geschäfte nicht heraus.“

„Du kannst gleich mit mir in den Wagen steigen, dann sind wir schon heute abend da und morgen früh können die Cessionen gemacht werden.“

„Ist mir recht, Herzogliche Gnaden; kann auch gleich in Köln das Geld vom Banquier holen."

„Also abgemacht!"

Er klingelte dem Kammerdiener und gab den Befehl, daß zwei Rappen in den Wagen gespannt würden.

„Bei Adonai, was haben Sie schöne Pferde, Herzogliche Gnaden und was ist es eine Ehre für einen armen Juden, mit Sr. Hoheit in demselben Wagen zu fahren! Wahrlich, die Ehre werde ich in meinem Leben nicht vergessen."

Die Rappen ließen die Hufe nicht kalt werden, sondern flogen dahin wie der Wind, und kamen zeitig in Köln an. Moses Aaron ging in die Judenherberge, der Herzog in den ersten Gasthof. Am folgenden Morgen wurden die Überschreibungen gemacht, und Leo erhielt sein Geld. Sofort begab er sich zu einem Handlungshause, welches sich damit befaßte, Häuser und Schlösser anstreichen und tapezieren zu lassen und sie mit passenden Möbeln und Teppichen auszustaffieren. Das Haus hatte schon einmal für ihn geliefert und war mit den Räumlichkeiten des Sonnenhofes bekannt.

Die Unterhandlung war nur von kurzer Dauer, denn Leo überließ alles der besseren Einsicht des Chefs und ließ sich eine Kostenrechnung aufstellen. Sie war sehr hoch, aber es blieb ihm noch genug übrig, um herrliche Feste anzustellen. Auf dem Heimwege kam es ihm zum Bewußtsein, daß nun all seine Wertpapiere und seine Forderungen hin seien; aber der Hof war noch unberührt und es konnten sich Glücksfälle ereignen, die mehr einbrachten, als er verloren hatte.

„Wie mancher hat in Wiesbaden eine halbe Million gewonnen. Warum sollte mir dieses Glück nicht blühen," dachte er. Überhaupt war sein Kopf voller Pläne zum Geldverdienen, seine Hand aber stets bereit, dessen auszugeben.

Marheid hatte in ähnlicher Weise zu ihm gesprochen, wie Martersteg: „Es kann Ihnen nicht fehlen, Geld zu verdienen, wenn Sie in die Fußstapfen Ihres Vaters treten. Durch seine Thätigkeit hat er nicht allein den

Hof frei von Schulden gemacht, sondern auch Wertpapiere aufgehäuft und Geld auf Hypotheken und Schuldscheine ausgeliehen. Wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, hatte er vor seinem so plötzlichen und beklagenswerten Tode die Absicht, mit dem Ankaufe von Ländereien am Fuße des Berges zu beginnen, denn zu diesem Behufe hatte er die Kapitalien gesammelt. Sie wissen, daß bares Geld eine große Anziehungskraft hat, und daß man dafür fast alles haben kann, was man wünscht.

Ihr Herr Vater würde nach und nach der einzige Besitzer rings um den Berg herum geworden sein; sein Eigentum würde sich nach allen Richtungen hin immer weiter ausgedehnt haben. Seinem Sohne wollte er die Aufgabe stellen, so fort zu fahren, bis endlich der Sonnenhof alles das als Eigentum besäße, was früher zum Herzogtume gehört hatte.

Es ist genug, wenn ich Eigentümer bin, sagte er eines Tages. Die Souveränität will ich gerne den Fürsten überlassen, denn die Ehre wird mit Lasten und Sorgen bezahlt, die sie mir nicht wert ist."

Für derlei Ratschläge war Leo nicht zugänglich. „Das Beispiel meines Vaters kann mir nichts fruchten," pflegte er zu sagen; „er war ein Mann von der alten Welt mit Ansichten, welche der Jugend nicht entsprechen. Neuen und fortschrittlichen Ideen war sein Kopf nicht zugänglich; er ging in dem alten langsamen Tempo, welches einer unendlich langen Zeit bedarf, bis das Ziel erreicht ist. Die Jugend will rascher voran, deshalb kann ich dem Beispiele meines Vaters nicht folgen."

Von Köln kamen Tapezierer, Anstreicher, Schreiner, Vergolder und andere Handwerker, um den Sonnenhof zu einer würdigen herzoglichen Residenz umzugestalten. Mehrere Monate wimmelte der Hof wie ein Bienenschwarm von Arbeitern. Der eine lief dem anderen in den Weg, sie hinderten sich gegenseitig, so viele waren ihrer.

Nicht weit vor dem Christfeste war alles fertig, und es sah in der That aus anderen Augen aus als früher. Leo hatte in allen Zimmern große Öfen aufstellen lassen,

die jetzt Tag und Nacht geheizt wurden, damit es den Gästen recht behaglich sei. Während die Gemächer austrockneten, erdachte Leo einen Einladungsbrief; es sollte das schönste sein, was bisher in dieser Art geleistet worden. Er schwang sich in den Sattel, ritt zur Stadt und sprach bei dem ersten Künstler vor, dem er seine Idee auseinander legte.

„Das läßt sich ganz wohl ausführen," sprach der Künstler, aber es ist eine komplizierte Arbeit, und ich kann mich nicht daran geben, wenn ich nicht anständig bezahlt werde, Herr Herzog."

„Ich frage nicht nach dem Honorar, sondern wünsche nur, daß die Zeichnung möglichst schön und bald fertig wird. Sie würden es vielleicht auch übernehmen, dieselbe drucken zu lassen."

„Gerne, denn es sind immer Verbesserungen nötig."

Froh, daß diese Angelegenheit so gut geordnet war, ritt er zurück und stellte die Liste der Einzuladenden auf. Es war eine größere Arbeit, als er sich gedacht hatte, denn es traten doch allerlei Erwägungen ein; er mußte abwägen und durfte nur solche laden, die ihm auch wirklich Ehre machten und die zueinander paßten.

Die Karten kamen bald und sie waren zu seiner vollen Zufriedenheit ausgefallen. Er setzte sich nun sogleich hin, schrieb die Namen in die Karten und versendete sie.

Diese Einladung erregte eine allgemeine Bewegung. Die Landedelleute, welche den Winter einförmig genug auf ihren Landgütern verbrachten, freuten sich, daß einmal eine Abwechselung in das ewige Einerlei kam. Viele waren neugierig, den neugebackenen Herzog und den Sonnenhof kennen zu lernen, und so war ein großer Zusammenfluß von Fremden zu erwarten.

Der Tag des Festes war endlich da; die Eingeladenen kamen zu Pferd und zu Wagen, der Frauen und Töchter waren fast mehr, als der Männer, denn diese waren nicht allein neugierig, sondern freuten sich auch auf Tanz und Spiel. Das letzte Plätzchen auf dem Sonnenhofe war besetzt.

Wir wollen die Festlichkeiten, die Jagd und die Schlittenpartien nicht beschreiben, sondern nur sagen, daß sich die Gäste köstlich amüsierten. Der weibliche Teil, welcher nicht tiefer über die Sachen nachdachte, und an dem jungen Herzoge einen liebenswürdigen jungen Mann fand, fühlte sich von ihm angezogen und überhäufte ihn mit Schmeicheleien, bat ihn sogar, das Fest zu verlängern. Er willigte gerne ein, denn es that ihm wohl, daß man ihn fast vergötterte. Die Männer fühlten sich ebenfalls wohl auf dem Sonnenhofe, aber über die Projekte des Herzogs mußten sie im stillen lächeln. Sie gaben sich allerdings den Anschein, als ob sie dieselben billigten und nicht daran zweifelten, daß er bei Aufrechthaltung seines Glanzes dereinst ein souveräner Herrscher sein werde.

Endlich gingen die Freudentage doch vorüber. Beim Abschiede wurde er von verschiedenen Seiten zu ähnlichen Festlichkeiten eingeladen, und er sagte mit dem Gedanken, alle Eingeladenen durch sein glanzvolles Auftreten zu verdunkeln, zu. Unterdessen machte er die Entdeckung, daß nicht allein das ganze Geld, welches er von Moses Aaron erhalten, aufgezehrt war, sondern daß sich auch seine Schulden nicht unbedenklich gehäuft hatten. Das bare Geld war fort, Wertpapiere und Schuldscheine besaß er nicht mehr, und der Hof, welcher jetzt sehr vernachlässigt wurde, brachte nicht so viel ein, als er verbrauchte.

Was sollte er beginnen? Um diese Zeit besuchte ihn Triberg, welcher in Bonn mit ihm studiert hatte. Wir wissen, daß er einmal einen Anflug von Pflichtgefühl hatte und sich mit Ernst auf die Studien warf. Es war ihm auch wirklich gelungen, sein Referendarexamen zu machen, aber der alte Leichtsinn war bald zurückgekehrt, er hatte Schulden gemacht, einen unordentlichen Lebenswandel geführt nud war aus dem Justizdienste ausgestoßen worden. Jetzt kam er zu Leo, um sich füttern zu lassen.

In einer vertraulichen Stunde hinter der Weinflasche entdeckte ihm Leo, wie es mit ihm stand, und daß er die Absicht habe, sich durch das Spiel wieder

aufzuheben; es kam nur darauf an, eine Kalkulation aufzustellen, wie man sicher gewinnen könne.

Triberg war der Ansicht, er müsse sich eine bedeutende Geldsumme verschaffen und den Einsatz stets verdreifachen, dann müsse er es doch einmal gewinnen und den vorhergehenden Verlust nicht allein decken, sondern weit darüber hinaus gewinnen; wenn er mit hundert Thaler anfange, die Verdreifachung zehnmal fortsetze und dann gewinne, so werde er ein Kapital von einer Million einhundertvierundzwanzigtausend dreihundert Thalern haben.

Darin hatte Triberg recht, aber mit der Voraussetzung, daß er zum zehnten Male gewinnen werde, sah es doch windig aus. Leo aber, der gerne an sein Glück glaubte, erfaßte den Plan mit Begeisterung, und er war sogleich entschlossen, sich eine möglichst hohe Summe zu verschaffen.

„Moses Aaron kann immer Geld schaffen," sagte er; „wir wollen sogleich hin."

Sie setzten sich zu Pferde und machten sich auf den Weg. Den Moses Aaron trafen sie in der besten Laune; er rieb sich vor Vergnügen die Hände. „Sie wollen keine Hypothek auf den Hof," sagte er, „aber Sie können sich dennoch eine große Summe Geldes machen, wenn Sie den Wald verkaufen. Lassen Sie ihn nur ganz herunter rasieren; Sie können ja nachher wieder nachpflanzen."

Das leuchtete dem Herzog ein, aber Moses sagte, er könne kein Holz brauchen, wolle aber einen Mann herbeirufen, der ihm den ganzen Wald abkaufen werde. Er begab sich sogleich zu einem Holzhändler. „Freund," sprach er, „wir können ein großes Geschäft machen. Du kennst den Wald um den Sonnenhof, und hast oft den Wunsch ausgedrückt, denselben zu kaufen. Der sogenannte Herzog hat keinen Begriff von dem unermeßlichen Werte; Du kannst denselben für einen Spottpreis haben."

Das wäre allerdings ein Geschäft, wie es nicht all Tage wiederkehrt, und ich habe Lieferungen übernommen

die ich nicht zu decken weiß. Ich komme in schwere Konventionalstrafen, wenn ich den Termin nicht einhalte. Es geht in die Millionen hinein, und ich bin ein ruinierter Mann, wenn die Sache schief geht."

„Der Herzog muß bares Geld haben."

„Das kann geschafft werden."

„Moses Aaron muß die Hälfte vom Profit haben."

„Damit bin ich einverstanden."

„So komm gleich mit."

Der Holzhändler hatte sich den Wald schon früher überschlagen und wußte, daß er und der Jude sehr reiche Leute dabei werden konnten; dem Herzog aber sagte er: „Ich bin vollauf mit Holz versehen, und es ist jetzt nicht die mindeste Nachfrage; aber wenn Sie einen Preis sagen, bei dem ich bestehen kann, dann will ich es wohl wagen."

Von dem Preise hatte er keinen Begriff und dem Förster Holm mochte er nichts sagen, denn er wußte, daß derselbe heftige Opposition machen würde. Was bieten Sie?" fragte er.

Der Holzhändler nannte eine Summe, die er sich fast schämte, auszusprechen; sie war nichtsdestoweniger so hoch, daß Leo überrascht den Kopf wendete.

„Ist das das höchste Gebot?" fragte er.

„Höher kann ich nicht gehen; ich fürchte sogar, daß ich dabei sehr zu Schaden komme."

„Hauptbedingung ist Barzahlung."

„Sie werden die Summe beim Akte erheben."

„Dann schlage ich zu."

Der Holzhändler war vor Überraschung fast versteinert, denn die Eichen allein waren mehr wert. Moses Aaron hatte ein Gefühl, als wenn er sich mitten in Abrahams Schoß befände, denn er wußte, daß sein Verdienst eine schwindelhafte Höhe erreichte.

Triberg flüsterte seinem Freunde zu: „Wenn Du beim Spiele Erfolg haben willst, dann mußt Du eine größere Summe haben. Moses ist gewiß bereit, Dir auf den Hof zu leihen."

Leo stand ganz unter dem Banne seiner künftigen

Gewinnste. „Moses," sagte er, „wie hoch schlägst Du den Sonnenhof an?"

Der Jude verstand sogleich den Sinn der Frage und sagte: „Unter Brüdern hundertausend Thaler ohne das Holz."

„Nicht mehr?"

„Keinen Pfennig mehr."

„Wie viel giebst Du mir darauf?"

„Wie viel wollen Sie haben?"

„Siebzigtausend."

„Scherz, Scherz! Mehr als fünfzigtausend giebt kein Mensch, und dann muß es in drei Jahren zurückgezahlt sein, sonst gehört der Hof mir."

Leo und Triberg begaben sich auf die Seite und überlegten den Vorschlag. Triberg war der Ansicht, er könne es kühn wagen, denn der Gewinnst werde ja nicht ausbleiben. Wenn sie die Bank in Wiesbaden gesprengt hätten, würden sie nach Homburg gehen und die Runde machen, bis sie fünf bis zehn Millionen in der Tasche hätten.

Der Herzog war leichtgläubig genug, an solche Märchen zu glauben. Tribergs Phantasie war so lebhaft, daß er selbst keine Zweifel in seine Hoffnungen setzte. Am folgenden Tage hatte Leo das Geld in der Tasche. Fast gleichzeitig mit ihm kam ein Regiment Holzschläger am Fuße des Sonnenberges an. Sofort ertönten die Axt und die Säge. Die Eichen fielen zu Hunderten, und noch in demselben Winter wurde ein Gürtel rings um den Berg seiner herrlichsten Eichen beraubt.

Leo hatte Geld; solange der Winter dauerte, ritt er von Fest zu Fest, und im Anfange des Frühlings gab er selbst eines, welches das frühere an Glanz noch bei weitem übertraf. Er war in aller Munde; man sprach fast nur von dem splendiden Herzoge Leo von Sonnenberg.

Als die Bäder eröffnet wurden, reisten der Herzog und der Referendar nach Wiesbaden, um die Bank zu sprengen und als Millionäre auf den Sonnenhof zurückzukehren; dann sollte der Bau des großen Schlosses in Angriff genommen werden.

In Wiesbaden machten sie die Erfahrung, daß bei

den Glücksspielen Berechnungen nicht stimmen, denn es ging der ganze Wald dazu, ohne daß nur ein einziges Mal gewonnen wurde. Triberg trieb nun nach Homburg; dort werde ihnen das Glück wohl günstiger sein. Auch der Herzog teilte diese Hoffnung, und sie wanderten der neuen Spielhölle zu, aber hier waren sie in wenigen Tagen den Rest los, und behielten kaum so viel, daß sie anständig zurückreisen konnten.

Die Stimmung unter den beiden Freunden war keine sehr freundliche. Der Herzog sagte geradezu: „Du hast mich verleitet und durch Dich sind alle meine Pläne zu Wasser geworden. Triberg wollte sich das nicht sagen lassen; er behauptete, der Leichtsinn habe schon früher in ihm gesessen, und wenn er auch nicht gespielt hätte, so wäre sein Vermögen in ein paar Jahren doch zu Ende gegangen. Schließlich trennten sie sich unter heftigen Vorwürfen.

Leo fand bei seiner Heimkehr einige Veränderungen. Holm, der Jäger und Förster hatte eine andere Stelle angenommen, weil er sich auf dem Sonnenhofe blau ärgerte; Brig war ebenfalls davongegangen. Wie Martersteg hatte sie gesagt, sie könne es nicht mitansehen, daß der Hof so leichtfertig ruiniert werde. Der Architekt, welcher mit der Zeichnung zu dem neuen Schlosse längst fertig geworden war, hatte Wind von den Vorgängen in Bonn und den Badeorten erhalten, und wußte nun, wie viel Uhr es geschlagen hatte. Er wartete die Rückkehr des Herzogs nicht ab, sondern ging nach Köln, wo seiner eine größere Arbeit harrte.

Linsard aber hatte sich an den Hof festgeklammert und wäre wohl auch nicht davon gegangen, aber Leo kündigte ihm den Dienst und schickte ihn nach sechs Wochen fort.

Zuweilen kam noch eine Einladung an den Herzog, aber mit dem Glanze war es vorbei; bald blieben die Einladungen gänzlich aus, denn der Adel merkte, wie es mit ihm stand.

Der kurze Herzogstraum war schnell zu Ende gegangen. Leo schloß sich den größten Teil des Tages in sein Kämmerlein ein, denn er schämte sich vor seinen

eigenen Leuten. Manchmal dachte er nach, ob es keine Möglichkeit gebe, sich wieder zu erheben, aber sie war nicht vorhanden. Der Hof mit allen Hausgeräten, mit den Ackerwerkzeugen, dem Zug- und Mastvieh fiel ganz gewiß dem Juden anheim, denn es war keine Möglichkeit vorhanden, daß er die fünfzigtausend Thaler auftrieb; aber etwas konnte er in den drei Jahren doch ersparen, um nicht ganz mittellos zu sein. Wenn er allen Luxus abschaffte und nur die notwendigen Arbeitskräfte behielt, dann konnte er aus den Überschüssen der Ernten immerhin einige tausend Thaler einheimsen. Es war nicht viel, aber doch besser, als nichts. Zinsen hatte er nicht versprochen, und der Jude konnte sie nicht beanspruchen.

Leider konnte er sich nicht entschließen, selbst mitzuwirken; der Herzog steckte ihm immer noch ein wenig im Kopfe, und er hielt die Beschäftigung mit dem Ackerbau nicht für standesgemäß, sonst hätte er noch mehr ersparen können.

Selten kam er an das Tageslicht, und wenn es wirklich einmal geschah, dann steckten die Knechte und Mägde die Köpfe zusammen und man hörte oft die Äußerung: „Der arme Herr, der Hochmut hat ihn zum Narren gemacht! Er wird sein Leben in irgend einer Irrenanstalt endigen.“

Es hatte wirklich so den Anschein, denn er sah blaß und grämlich aus, senkte den Kopf zu Boden und bot niemanden die Tageszeit. Nur wenn es unumgänglich notwendig war, verkehrte er mit den Leuten, aber nur für einen Augenblick, dann zog er sich wieder zurück und lebte wie ein Dachs in seiner Höhle. Unerquicklich gingen die drei Jahre herum. Am letzten Abende nahm er das Geld, welches er in dieser Zeit erübrigt hatte, zu sich und legte sich mit den Kleidern aufs Bett, denn er hatte die Absicht, morgen vor Tagesanbruch den Sonnenhof zu verlassen, um dem Juden nicht unter die Augen treten zu müssen.

VIII.

Lange konnte er nicht einschlafen. Zwar hatte er Zeit genug gehabt, sich an den Gedanken, ein Bettler zu sein, zu gewöhnen, aber jetzt, wo sein Abschied vom Sonnenhofe so nahe vor der Thüre stand, kam ihm der Verlust desselben doch ganz entsetzlich vor. Erst gegen Morgen schlief er ein, und zwar so fest, daß er die Hofglocke, welche die Leute zur Arbeit rief, nicht hörte. Als die Sonne schon hoch stand, fühlte er sich an der Schulter gerüttelt, und als er die Augen aufschlug, sah er den Moses Aaron vor sich stehen. In der linken Hand hatte er das Dokument, durch welches er zum Eigentümer des Sonnenhofes geworden.

„Hätte müssen gezahlt werden heute nacht um zwölf Uhr," sagte er; „ist nicht geschehen, also gehört der Sonnenhof mir, und ich begreife nicht, daß der junge Mann in meinem Bette liegt. Herr Gerichtsvollzieher schaffen Sie den unverschämten Menschen vom Hofe und von meinem Eigentume, aber gleich, gleich und unten bis über den Wassergraben."

Leo stand auf, schaute den Juden mit einem verächtlichen Blicke an und entgegnete: „Es bedarf keiner Gewaltmaßregeln, ich gehe schon von selbst!"

Schweigend verließ er das Gemach und die alte

Burg. Es schnitt ihm ins Herz, als er überall auf das Wappen der Herzöge von Sonnenberg blickte, welches ihm nun den Rücken kehrte. „Ich werde es nie wiedersehen,“ flüsterte er, „und es ist gut so, denn es würde mich stets an meinen Leichtsinn mahnen.“

Im Walde waren noch immer die Holzschläger beschäftigt. Sie waren bereits bis zu einem Drittel in den Berg vorgedrungen, und der untere Gürtel lag ganz kahl, denn der Holzhändler hatte auch das letzte Reislein genommen. Wehmütig wanderte er weiter, bis er jenseits des Wassergrabens stand. Hier wandte er sich um, schaute noch einmal den Berg hinan und schlug dann einen Fußpfad ein, welcher in das Feld führte. Noch wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte; es war ihm auch gleichgültig, denn, wohin er auch kam, überall folgte ihm die Schande.

Nach langem, ziellosen Hin- und Herlaufen kam er an ein Wäldchen; hier legte er sich unter eine Buche nieder und schlief ein. In der letzten Zeit hatte er so viele schlaflose Nächte gehabt, daß er erst erwachte, als der Mond schon am Himmel stand. Mit der Verzweiflung im Herzen erhob er sich und ging weiter. Nach einiger Zeit erreichte er den Fluß, in welchem seine Eltern einen so traurigen Tod gefunden. Die Brücke war wieder aufgebaut. Auf der Brüstung saß ein Mann, welcher von der Wanderung rastete, aber Leo sah ihn nicht. Er blieb auf der Mitte der Brücke stehen, schaute in die Flut und hielt ein Selbstgespräch, welches den rastenden Mann aufmerksam machte.

„Ich bin den Ratschlägen meiner guten Eltern untreu geworden und habe nicht auf die Warnungen Marterstegs gehört. Meine Jugend ist verlottert, mein Name mit Schande bedeckt, mein Vermögen dahin. Was soll ich noch auf der Erde? Ich will meinem Leben ein Ende machen und den Demütigungen, die meiner warten, entfliehen. Wie gelebt, so gestorben! Dieses Sprichwort wird auch an mir in Erfüllung gehen.“

Er stieg auf die Brüstung und machte Anstalten,

zum Sprunge auszuholen; da wurde er von zwei kräftigen Armen erfaßt und zurückgezogen. Leo wehrte sich gegen ihn, aber der Mann hielt ihn mit starken Armen fest und sagte mit sanfter Stimme: „Leo, fügen Sie nicht zum Schlimmen das Schlimmste."

Der junge Mann erbebte, denn er erkannte die Stimme. „Martersteg," flüsterte er schluchzend, schlang seine Arme um ihn und begann zu weinen.

Martersteg nahm seinen Arm, führte ihn von der Brücke hinweg und brachte ihn nach seinem Häuschen, welches in nicht weiter Entfernung lag. Peter stand vor der Thüre und erwartete seinen Herrn. „Geh' zu Bette," sagte Martersteg, „und sorge, daß Du morgen zeitig bei der Hand bist."

Als sie im Stübchen angekommen waren, zündete Martersteg Licht an, holte aus dem Wandkasten einen Kartoffelkuchen, Brot und Butter und lud seinen ehemaligen Herrn ein, an seinem Mahle teilzunehmen. Leo, welcher den ganzen Tag nichts über seine Lippen gebracht hatte, nahm die Einladung an. Das frugale Mahl schmeckte ihm, weil er Hunger hatte.

„Wie sind Sie zu dem furchtbaren Entschlusse gekommen, Ihrem Leben ein Ende machen zu wollen?" fragte jetzt Martersteg.

„Der Jude ist heute morgen auf dem Sonnenhofe eingezogen und hat mir die Thüre gewiesen."

„Das ist hart, aber Sie mußten es seit drei Jahren erwarten und hatten Zeit, sich auf dieses Ereignis vorzubereiten. Wenn alle Menschen, die nichts haben, in den Fluß springen wollten, dann würde er nicht alle Leichen fassen. Nun hören Sie an, was ich Ihnen sagen muß und tragen Sie mir es nicht nach, wenn es etwas rauh ausfällt. Sie haben unsinnig gehandelt und das große schöne Gut hinweggeworfen; Sie haben ferner vielen Leuten Ärgernis gegeben, aber das können Sie nicht durch einen Selbstmord wieder gut machen, sondern nur durch eine vollständige Umkehr. Folgen Sie meinem Rate; Sie werden mir es einst Dank wissen."

„Hätte ich Dir früher gefolgt, so wäre es besser gewesen!“

„Allerdings, aber das ist nicht mehr zu ändern. Arbeiten Sie jetzt, als müßten Sie den Sonnenhof zurückkaufen.“

„Zurückkaufen? Das ist unmöglich!“

„Ich weiß es, aber nur in unermüdlicher Arbeit liegt Heil. Betrachten Sie denn die Arbeit als eine freiwillige Buße und geben Sie der Welt das Beispiel, daß jeder sich von seinen Thorheiten kurieren kann.“

„Glaubst Du, daß es möglich ist?“

„Sie brauchen nur den festen Willen zu haben, so geht es.“

Leo starrte eine Zeit lang vor sich hin, dann erhob er den Kopf und gab zur Antwort: „Martersteg, Du hast Dich stets als meinen aufrichtigen Freund bewiesen; ich will Dir folgen und mich in alles fügen, was Du mir vorschreibst. Hier ist alles, was ich aus dem Schiffbruche gerettet habe.“

Er nahm einen Beutel aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch. Martersteg zählte das Geld und sprach: „Es ist mehr, als ich besaß, und ich wüßte ein hübsches Gütchen, welches Sie dafür ankaufen könnten, aber für jetzt rate ich davon ab. Sie müssen erst eine harte Schule durchmachen und sich ganz an unausgesetzte Arbeit und gründliche Erlernung des Ackerbaues gewöhnen, hauptsächlich aber lernen, Ihren Willen unter die Notwendigkeit zu beugen.“

„Nimm das Geld an Dich; ich möchte wieder eine leichtsinnige Stunde bekommen.“

„Ich werde es für Sie auf Zinsen legen. Nun sagen Sie mir, ob Sie sich entschließen können, bei mir als Knecht und gegen Lohn in Dienst zu treten?“

Die Frage kam ihm überraschend, und der Abstand zwischen früher und jetzt war ein furchtbarer. Ein Herzog Knecht bei einem Knechte!

„Sie zögern,“ sprach Martersteg; „aber mein Vorschlag führt zum Heile. Sie müssen einen Herrn über sich haben, sonst geht es nicht!“

Leo reichte ihm die Hand und entgegnete: „Ich bin ganz der Deinige, aber Lohn kann ich nicht beanspruchen.“

„Lohn muß sein. Ansprüche gegen Ansprüche. Das erste Jahr dreißig Thaler, das zweite vierzig, das dritte fünfzig und natürlich alles frei. Im vierten werden Sie so weit gekräftigt sein, daß Sie selbständig beginnen können. Nun wollen wir zu Bette gehen.“

Von diesem Tage an sah man den Herzog von Sonnenberg nicht mehr müßig; vom frühesten Morgen bis zur Dunkelheit arbeitete er mit dem regsten Fleiße unter der Anleitung Marterstegs. Anfangs kostete es ihm Überwindung, aber nach und nach fand er Geschmack am Acker- und Gartenbau und durch den Unterricht seines Herrn lernte er alles so gründlich, daß ihm die Beschäftigung zu einer Quelle von Freuden wurde. Was er früher in den Schulen gelernt hatte, kam ihm jetzt zu gut und er schaute besser den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen, als sein Herr.

Wenn er zuweilen am Fuße des Sonnenhofes vorüberkam, konnte er ohne Neid hinaufblicken. Moses Aaron schien vernünftiger zu Werke gehen zu wollen als er, denn die abgeschlagene Fläche war bereits wieder mit jungen Eichen und Buchen bepflanzt, aber er wunderte sich, daß man mit dem ferneren Schlagen der Bäume ganz aufgehört hatte. Als er sich nach der Ursache erkundigte, sagte man ihm, Moses Aaron habe sich mit dem Holzhändler geeinigt; der übrige Forst solle beim Hofe bleiben.

Leo war mit der Zeit ein vortrefflicher Ackerwirt geworden, und Martersteg gab ihm vor fremden Ohren oft genug das beste Zeugnis. Anfangs Winter, als die Arbeit geringer wurde, sprach Martersteg zu seinem Schützlinge: „Sie sind jetzt drei Jahre bei mir und haben sich nicht allein Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern auch einen festen Willen erworben, und ich bin der Ansicht, daß Sie im Frühlinge ein Anwesen kaufen und dasselbe allein bewirtschaften können. Wenn Sie mich damit beauftragen, bin ich bereit, in der Umgegend ein Gütchen auszukundschaften.“

„Damit geschähe mir ein rechter Gefallen," antwortete Leo, „aber wenn es sein könnte, möchte ich gerne in Deiner Nähe bleiben."

„Das ist vielleicht zu machen; wir werden sehen."

Er zog einen frischen Kittel an, stülpte den Hut auf den Kopf, nahm seinen Knotenstock in die Hand und wanderte hinweg, um ein Gütchen, welches er für geeignet hielt, in Augenschein zu nehmen.

Auf dem Wege kam er an Moses Aaron vorüber, aber er grüßte ihn nicht, sondern warf ihm einen verächtlichen Blick zu und ging weiter. Nicht lange nachher mußte er einen Hohlweg passieren. Auf dem Rande desselben standen im Gehölz zwei Männer, die ihn nicht bemerkten. Sie waren in einem eifrigen Gespräche begriffen, von welchem er Ohrenzeuge wurde.

„Der Kerl soll seinen Denkzettel haben," sagte der eine; „er hat mich um Hab und Gut gebracht und meine Kinder dem Elende preisgegeben."

„Mit mir ist er nicht besser umgegangen," sagte der andere, „und ich habe keinen Anlaß, ihn zu schonen. Mögen sie mich ins Gefängnis werfen. Es liegt mir nichts daran; ich habe dann doch freie Kost und Wohnung. Paß auf, daß er uns nicht entwischt. Aber nun rasch die Larve vor das Gesicht; es könnten Leute des Weges kommen."

„Du sagtest doch noch eben, es liege Dir nichts am Gefängnisse."

„Nun, wenn es nicht anders geht, wandere ich hinein; aber solange ich daran vorbeikommen kann, ist mir's lieber."

Martersteg ging noch zwanzig Schritte weiter, dann zog er sich ins Gebüsch zurück und setzte sich im Gesträuche nieder, denn offenbar war ein böses Werk im Anschlage, und er wollte es verhindern, wenn er konnte.

Die beiden Männer kamen jetzt vom Rande des Hohlweges herab; sie hatten schwarze Masken vor dem Gesichte, schauten vorsichtig um und kauerten sich hinter dem Gesträuche nieder, wo sie stille sitzen blieben.

Nach einiger Zeit kam Moses Aaron des Weges.

Als er die Stelle erreichte, wo die beiden Männer im Gehölze kauerten, sprangen diese auf und stürzten auf ihn zu. Der Jude floh zurück und stieß ein lautes Jammergeschrei aus.

„Verfluchter Hund," schrie der eine seiner Verfolger, „wenn Du Dein Maul nicht hältst, bohre ich Dir mein Messer durch die Brust, daß es hinten wieder herauskommt!"

„Es kann mir ans Leben gehen," sprach Martersteg zu sich selber, „und der Jude ist es nicht wert, daß man ihm beisteht, aber man darf einen Menschen in der Gefahr nicht umkommen lassen."

Seinen Stock erhebend, machte er sich auf den Weg. Nach etwa hundert Schritten kam er an die Unglücksstätte, wo Moses Aaron winselnd auf dem Boden lag. Die Verlarvten hatten sich über ihn gebückt und schienen ihm ihre Messer in die Brust zu stoßen. Da faßte er seinen Stock mit beiden Händen, rief mit lauter Stimme: „Mörder, Mörder!" und schlug auf sie los. Die Angegriffenen wandten sich um und gingen ihm mit ihren Messern zu Leibe; aber er wehrte sich unerschrocken, bis sie die Flucht ergriffen.

Moses Aaron hatte sich unterdessen vom Boden erhoben; das Blut rieselte ihm durch die Kleider und er schwankte hin und her. Martersteg trat auf ihn zu und fragte, ob er schwer verwundet sei."

„Ich glaube es," gab er zur Antwort; „jedenfalls haben Sie mich vom Tode gerettet."

„Setzen Sie sich nieder; ich will Ihre Wunden nachsehen," sprach Martersteg, und knöpfte ihm die Kleider auf.

Auf der Brust zeigten sich drei tiefe Wunden, aus denen sich das Blut ergoß.

„Haben Sie kein weißes Tuch bei sich?" fragte Martersteg.

„Nein, nur ein buntes," ächzte der Jude.

„So muß es mein Hemd thun. Er zog das Hemd aus, riß es in Stücke und verband die Wunden.

„Können Sie bis zum Sonnenhofe gehen?"

„Nicht möglich, meine Kraft ist ganz dahin."

Ein Bäuerlein kam jetzt mit einem leeren Mistkarren

den Hohlweg herauf. „Du mußt den kranken Mann zum Sonnenhofe fahren,“ sagte Martersteg.

Der Bauer machte Schwierigkeiten, aber Martersteg sagte ihm ganz entschieden, daß er ihn zwingen werde. Murrend half er nun den Juden auf den Wagen laden. Martersteg machte ihm ein Polster aus Baumzweigen und Gras für den Kopf, setzte sich neben ihn und hieß den Bauern fahren.

Als sie an seiner Wohnung vorüberkamen, stand Peter vor der Hausthüre. Sein Herr rief ihm zu: „Laß' alles liegen und laufe zum nächsten Arzte; er soll unverweilt zu einem gefährlichen Kranken auf dem Sonnenhofe kommen.“

Peter eilte ohne Kopfbedeckung von dannen; die Karre aber fuhr vorüber und dem Sonnenberge zu. Moses Aaron befand sich in furchtbarer Angst. „Ich glaube, es ist mein Tod,“ ächzte er wohl zehnmal hintereinander.

„Alles steht in Gottes Hand,“ sprach Martersteg. Der Mensch thut wohl, wenn er seine Angelegenheiten so ordnet, daß er jeden Augenblick vor Gottes Richterstuhl erscheinen kann. Denkt darüber nach, Moses, wie es mit Euch aussieht, denkt nach, und wenn Ihr etwas gut zu machen habt, so verschiebt es nicht.“

„Gut zu machen? Wer hat nichts gut zu machen? Alle Menschen sind schwach, auch der Moses Aaron. Jehovah, ich hätt' noch fünfzig Jahre leben sollen, und nun soll ich jetzt schon sterben. Werd' ich in Abrahams Schoß kommen, oder —“

„Wer kann es wissen, Moses. Stellt euch so, daß Ihr ohne Furcht sterben könnt.“

Jetzt hatten sie den Fuß des Sonnenberges erreicht, und der Fuhrmann folgte den Windungen des Weges, bis sie am Thore angekommen waren. Hier wurde der Verwundete von Martersteg und einem Knechte in die Burg getragen und auf ein Bett gelegt.

„Können Sie bei mir bleiben?“ fragte Moses Aaron mit schwacher Stimme.

„Einem Unglücklichen schlägt man keine Bitte ab.“

„Der Knecht kann gehen; „ich will mit Ihnen

allein sein. Martersteg," sagte Moses Aaron, „als ich im Hohlwege unter den Messern der beiden Mörder lag, da sah ich mein Ende vor mir, und es verbanden sich mit demselben alle Schrecken der Ewigkeit! Ich hielt mich nicht allein zeitlich, sondern auch ewig für verloren. Meine Angst war unbeschreiblich, aber sie schwand, als Sie herbeikamen und mir das Leben retteten. Ich bin Ihnen Dank schuldig, großen Dank, und will etwas für Sie thun. Fühlen Sie in meine Rocktasche."

Martersteg nahm aus seiner Tasche ein schmutziges Portefeuille und legte es neben dem Bette auf den Nachttisch.

„Es ist für Sie," sagte der Verwundete.

„Behalten Sie es, ich will Ihre Verwandten nicht berauben."

„Meine Frau und meine Kinder sind tot. Brüder, Schwestern, Vettern und sonstige Verwandte habe ich nicht, ich stehe ganz allein in der Welt."

„Ich kann die Brieftasche dennoch nicht nehmen, denn es könnte sich ereignen, daß man mich nachher für einen Dieb ansähe."

„Was glauben Sie, wird der Arzt bald kommen?"

„Ich habe dem Peter Eile anempfohlen. Wollen Sie sich nicht ruhig verhalten? Ich glaube, es ist nicht gut, daß Sie viel sprechen."

Moses schwieg, aber von Zeit zu Zeit seufzte er und flüsterte: „Ich hoffte, sehr alt zu werden, deshalb habe ich viel Geld zusammengescharrt."

„Das Geld allein macht nicht glücklich, Moses; ein ruhiges Gewissen ist mehr wert, als Geld."

Moses schien das ebenfalls zu ahnen, denn er ächzte beständig, und zuweilen flüsterte er: „Ein ruhiges Gewissen! Jehova, ein ruhiges Gewissen!"

Am Abend kam der Arzt; mit Hilfe Martersteg entkleidete er ihn und untersuchte die Wunde. Moses beobachtete mit ängstlicher Spannung seinen Gesichtsausdruck und fragte mit zitternder Stimme: „Wie steht es, Doktor? Muß Moses Aaron sterben, oder kann er sich noch länger des Lebens erfreuen?"

„Leben und Sterben liegt in der Hand Gottes," antwortete der Arzt, „aber Sie müssen sich auf alles gefaßt machen, denn es sind edle Teile verletzt. Wenn Sie auf Erden noch etwas zu besorgen haben, dann rate ich Ihnen an, es bald zu thun. Unten im Dorfe ist der Notar mit einer Versteigerung beschäftigt. Wenn Sie es wünschen, schicke ich ihn herauf."

„Ja, schicken Sie ihn," stotterte Moses, „denn ich weiß jetzt genug."

Als sich die Thüre hinter dem Arzte schloß, wurde Moses totenbleich; seine Lippen bebten und er stammelte: „Er hat deutlich gesprochen, sehr deutlich gesprochen. Ich verstehe wohl, daß es sehr rasch zu Ende gehen wird."

„So wird es sein, Moses! Benutzen Sie die letzten Stunden zu guten Werken. Sie sagten mir, Sie hätten gar keine Verwandten. Ihr Geld wird also dem Staate zufallen. Würden Sie nicht besser thun, es denen zu geben, welche durch Sie verloren haben?"

„Ich habe daran gedacht, Martersteg, ich habe daran gedacht, aber wenn ich nun dennoch lebte?"

„Sie können ja die Bedingung dabei machen, daß es nur für den Fall Ihres Todes gilt."

„Ja, so soll es sein! Aber nun habe ich Ihnen ein Geständnis zu machen. Ich bin kein Jude, sondern habe nur des Handels wegen mir einen solchen Anschein gegeben, und da mein Gesicht dazu paßte, so habe ich die Rolle durchführen können."

„Kein Jude?" fragte Martersteg verwundert.

„Nein, sondern ein serbischer Zigeuner und meiner Bande entlaufen. So viel ich weiß, bin ich auch nicht getauft und gehöre keiner Religion an. Hier ist ein Schlüssel; schließen Sie das Pult auf und holen Sie die Liste meiner Schuldner."

Die Liste war sehr lang, denn er hatte in derselben alle Opfer verzeichnet, welche ihm von der ersten Stunde seiner Thätigkeit an in die Hände gefallen waren. Sie war ihm fast das liebste von allem gewesen, was er besaß, und er hatte sich oft stundenlang damit vergnügt,

die Namen durchzulesen und sich dabei die Güter vorzustellen, welche ihm verschrieben waren; jetzt aber bereitete ihm der Anblick keine Freude, denn es traten ihm all die Leiden entgegen, welche er den armen Leuten bereitet hatte. Er war in seinem ganzen Wesen nicht wiederzuerkennen, und es kam jetzt eine sehr weiche Stimmung über ihn.

„Martersteg," sagte er, „wenn ich sterben sollte, dann ist Geld genug vorhanden, um alles wieder gut zu machen, was ich angerichtet habe, denn es sind große Summen dabei, welche ich auf redlichem Wege verdient habe."

Martersteg schaute überrascht auf und sprach: „Das wäre eine Erleichterung für Ihr Gewissen, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wie aber steht es mit dem armen Leo, welcher vom Herzoge bis zum Knechte herabgesunken ist?"

„An der Hälfte des Holzes habe ich so viel verdient, daß ich den Sonnenhof umsonst besitze. Den Hof werde ich ihm zurückgeben; den Wald kann ich leider nicht wieder herstellen, aber ich werde den materiellen Schaden ersetzen."

Eine größere Freude, als bei dieser Erklärung, hatte Martersteg noch niemals empfunden; vor Rührung kamen ihm die Thränen in die Augen. „Moses," sagte er, „wenn ich der liebe Gott wäre, würde ich Ihnen für diesen Entschluß sehr vieles verzeihen. Leo hat eine harte Schule durchgemacht; er ist kein Verschwender mehr, sondern ein sehr fleißiger Arbeiter, und ich habe die feste Überzeugung, daß er künftig den Sonnenhof zusammenhalten wird."

„Ich wünschte, der Notar wäre schon da, denn ich fürchte, die Sterbestunde ist nicht mehr ferne", seufzte Moses Aaron.

Er wurde immer schwächer und wollte keine Nahrung zu sich nehmen. Die Schmerzen, welche anfangs erträglich gewesen waren, vergrößerten sich.

Es wurde nach und nach Abend, und nun endlich erschien der Notar mit seinen Zeugen; zugleich kam auch der Arzt. Eine kurze Untersuchung genügte, um ihm den

nahen Tod des Kranken zu zeigen. Er beugte sich über denselben und flüsterte ihm zu: „Verlieren Sie mit Ihren Verfügungen keine Zeit.“

Moses Aaron zuckte zusammen, aber bald überwand er seine Aufregung und sprach zum Notar: „Schreiben Sie, es ist eilig! Auf meinem Sterbebette übergebe ich mein ganzes Vermögen, bewegliches und unbewegliches dem Herzoge Leo von Sonnenberg, ehemaligem Besitzer vom Sonnenhofe und dem hier anwesenden Landmann Martersteg; sie sollen meine Universalerben sein. Dem Leo von Sonnenberg gebe ich vorab den Sonnenhof zurück und außerdem zur Entschädigung für die Abholzung seines Waldes sechzigtausend Thaler. Alle meine Schulden sollen von den Universalerben ihrer Schuld losgesprochen werden. Das beiliegende Verzeichnis giebt ihnen Aufschluß über die Personen, welche von mir geschädigt worden sind. Die Universalerben sind auch zugleich Testamentsvollstrecker und ihnen allein steht es zu, über die Ansprüche meiner Schuldner zu entscheiden. Was nach der Befriedigung derselben übrig bleibt, sollen die Universalerben zu gleichen Teilen haben. Meine Brieftasche, welche ich hiermit übergebe, schenke ich mit dem Inhalte dem Miterben Martersteg. Weiter habe ich nichts zu verfügen.“

„Sind Sie im stande, Ihren Namen zu schreiben?“ fragte der Notar.

„Es wird noch eben gehen. Reichen Sie mir das Papier.“

Er unterzeichnete, dann legte er sich zurück und schloß die Augen. Eine halbe Stunde später stieß er einen Schrei aus, und es ging ein Zittern durch seinen ganzen Körper. Der Arzt stellte fest, daß er gestorben sei. Der Notar überreichte dem Martersteg die Brieftasche; alle entfernten sich, nur Martersteg blieb zurück und betete an der Leiche für die Seelenruhe des Hingeschiedenen. Als es auf der Turmuhr Mitternacht schlug, erhob er sich, verließ den Hof und ging mit starken Schritten den Berg hinab. Frohe Gefühle durchwehten seine Brust, aber er dachte weniger an sich, als an Leo.

Es war stockfinster, aber er kannte den Weg auch in der Dunkelheit. An seinem Hause angekommen, klopfte er mit starken Schlägen auf die Thüre; er mußte das Klopfen einige Male wiederholen; endlich erschien Peter am oberen Fenster.

„Geschwind öffnen!“ rief er. „Wecke Herrn Sonnenberg und sage ihm, er möge sogleich in die untere Stube kommen.“

Peter verwunderte sich über diesen Auftrag, aber er führte ihn aus. Als Leo in die Stube trat, kam ihm Martersteg aufgeregt entgegen. „Sonnenberg,“ sagte er, „ist Ihr Wille jetzt fest genug, um auf einem Eigentume zu wirtschaften, ohne in den früheren Leichtsinn und in den herzoglichen Hochmut zurückzufallen?“

„Ich bin unter Deiner Führung gesteinwegt; einen Rückfall fürchte ich nicht. Da hast Du meine Hand. Ich lege sie mit dem Versprechen in die Deinige, daß ich niemals wieder leichtsinnige Streiche machen werde. Und nun sage mir, ob Du ein Gut für mich gefunden?“

„Ja, ich habe eines gefunden, Leo; ein großes, ein schönes Gut. Seine Arme ausbreitend, drückte er ihn an seine Brust und sprach unter Freudenthränen: „Der Sonnenhof gehört wieder Ihnen!“

„Was sagst Du da? der Sonnenhof gehört mir!?“

„Setzen Sie sich, ich will Ihnen alles erzählen!“

Als Leo die fast unglaubliche Mär vernommen, fiel er dem Martersteg um den Hals und schluchzte: „Du bist immer mein guter Engel gewesen. Auch dieses Glück habe ich Dir zu verdanken; aber ich werde Dir nun zeigen, daß ich ein anderer geworden bin. An Deiner Hand und in den Fußstapfen meines Vaters will ich wandern; der Hochmut und die Herzogsgelüste sollen meine Pfade nicht mehr kreuzen.“

Jetzt fiel dem Martersteg die Brieftasche ein. Er öffnete sie und nahm den Inhalt heraus. „Mein Gott,“ rief er erschrocken, „das sind ja lauter Hundertthalerscheine.“

Sie zählten dieselben gemeinsam und fanden einen sehr bedeutenden Betrag. „Wie hätte ich jemals solch

ein Glück vermuten können," sprach Martersteg. „Nun bin ich der glücklichste Mensch von der Welt; ich kann mein Gut vergrößern und nach und nach einen bedeutenden Hof bekommen, aber ich werde einfach und bescheiden bleiben, und niemals über die Stränge schlagen."

„Das habe ich Dir ebenfalls gelobt," sprach Leo, „und ich werde mein Wort halten."

Sie gingen nicht mehr zu Bette, sondern warteten den Morgen ab, dann gingen sie zusammen den Berg hinauf; oben angekommen, trafen sie alle Vorbereitungen für die Bestattung des Toten, welcher am dritten Tage der Gruft übergeben wurde.

Nach dem Begräbnisse zog Leo wieder auf den Sonnenhof und Martersteg begleitete ihn. Leo wollte alle Zeichen seiner herzoglichen Würde vertilgen lassen, aber Martersteg riet davon ab. „Es sind Mahnzeichen," sagte er; so oft Sie dieselben sehen, werden Sie an Ihre Thorheiten denken und sich hüten, neue zu begehen."

Es blieb also alles, wie es war, aber Leo nahm von diesem Tage an die Verwaltung des Sonnenhofes selbst in die Hände, und da er die Landwirtschaft jetzt von Grund auf kannte, so hätte sie keinem besseren anvertraut werden können. Freilich schmerzte ihn die Entholzung, aber das konnte nicht geändert werden, und er nahm sich vor, der jungen Anpflanzung die möglichste Sorgfalt zuzuwenden.

Die beiden Universalerben beschlossen, den Schuldnern des Moses Aaron volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Um aber nicht in Verbindlichkeiten zu geraten, deren Folgen nicht zu übersehen waren, nahmen sie einen rechtskundigen Mann an, dem sie die Abwickelung übertrugen. Dieser rechnete den ganzen Nachlaß zusammen und fand, daß nicht allein sämtliche Schädigungen wieder gut gemacht werden konnten, sondern daß auch noch ein sehr großer Überschuß für Leo und Martersteg übrig blieb.

Der Bevollmächtigte ging jetzt ans Werk und ließ die Leute einzeln nach dem Sonnenhofe kommen.

Sie waren im höchsten Grade erstaunt, daß sie nicht allein ihrer Schuld ledig wurden, sondern auch noch Geld

herausbekamen. In einem Jahre war die ganze Abfindungsgeschichte abgewickelt; Leo und Martersteg besaßen von allen Schuldnern Erklärungen, daß sie nichts mehr beanspruchten.

Bei der Teilung des Restes gerieten sie beide über die Größe desselben in Erstaunen. „Was ist nun zu thun?“ fragte Leo.

„Der Weg ist gewiesen,“ antwortete Martersteg; für die Hälfte des Überschusses wollen wir eine Stiftung für verarmte Landleute machen.“

„Damit bin ich sehr einverstanden.“

Es sprach sich bald in der Gegend rund, daß Leo wieder im Besitze des Sonnenhofes sei. Seine ehemaligen Freunde bauten darauf weitgehende Pläne, denn sie glaubten, er sei noch immer der leichtsinnige und verschwenderische Herzog von früher; aber sie hatten sich stark verrechnet, denn er war der erste und der letzte bei der Arbeit, und seine Leute hatten ein für allemal die Weisung, den ankommenden Besuchern mitzuteilen, daß ihr Herr vor Mittag und Abend niemals nach Hause komme. Die Gäste bekamen in der Regel schon Abscheu vor der einfachen Bauernkleidung, und wenn sie an dem sehr frugalen Mahle nur ein einziges Mal teilgenommen hatten, dann kehrten sie dem Sonnenhofe und seinem nüchternen Besitzer bald den Rücken.

Nach einigen Jahren konnte man schon an der jungen Waldpflanzung sehen, daß Leo eine große Sorgfalt darauf verwandte, aber täglich bedauerte er, daß es zu der massenhaften Fällung gekommen war, denn er konnte es ja nicht erleben, daß die alte Waldherrlichkeit wieder da war. Von dem Gelde, welches ihm nach Zahlung an die Schuldner des Moses Aaron und die Stiftung übrig blieb, machte er den besten Gebrauch, indem er rings um den Berg einen Streifen Ackerland ankaufte, mit dem er sein Anwesen vergrößerte. Sein Ehrgeiz ging jetzt dahin, den Schaden, welchen er dem Sonnenhofe verursacht hatte, wieder gut zu machen, und möglichst viele Ländereien zu demselben zu kaufen.

Martersteg hatte ebenfalls sein Gut bedeutend ver-

größert; er mußte Ställe und Scheunen bauen; aber das Haus ließ er vorläufig noch, wie es war. „Die Knechte können sich noch einige Jahre behelfen,“ sagte er.

Eines Tages kam er auf den Sonnenhof und begehrte eine Unterredung mit Leo. „Sie haben bewiesen, daß Sie nicht mehr zurückfallen,“ sagte er, „und ich bin sehr froh darüber, aber ein tüchtiger Bauernhof kann auf die Dauer nicht ohne eine tüchtige Bäuerin fertig werden, und ich bin gekommen, Sie auf eine solche aufmerksam zu machen.“

Die Unterredung, welche die beiden Männer miteinander hatten, dauerte lange. Wir wollen hier über dieselbe hinweggehen. Ein halbes Jahr nach dieser Unterredung wurde auf dem Sonnenhofe eine große Hochzeit gefeiert; Leo hatte die von Martersteg bezeichnete Braut zum Traualtare geführt; heute kam sie als junge Sonnenbäuerin zuerst auf den Hof.

Unter den Hochzeitsgästen befand sich nur ein Herr, nämlich der Professor Marheid; die anderen waren alle Bauern, welche in Leos Augen schon längst wieder zu Ehren gekommen waren. Der Professor hatte nun Gelegenheit, zum zweiten Male die Gebräuche einer Bauernhochzeit zu studieren. Mit dem Sonnenbauer blieb er noch eine Reihe von Jahren in Freundschaft, und seine Ferien brachte er stets in dem Bibliothekzimmer zu. Er machte noch eine Menge von Funden und gab ein großes Buch darüber heraus.

Seit jener Zeit sind viele Jahre vergangen; Leo ist ein Greis mit silberweißen Haaren geworden, aber er ist noch frisch und rüstig. Sein einziger Sohn, auch ein Bauer, von der Fußsohle bis zum Scheitel, hat ihm die Arbeit abgenommen. An schönen Tagen pflegen Leo und seine Gattin sich im Walde aufzuhalten. Von den Baumriesen in der Mitte des Berges sind jedes Jahr nur die abständigen und ausgewachsenen gefällt worden, deshalb befindet sich der Wald hier noch in seiner vollen Schönheit. Der untere Gürtel kann sich allerdings mit dem oberen noch nicht vergleichen, aber Dank der guten Pflege

Holms, der wieder in die Dienste Leos getreten ist, geht es prächtig vorwärts und es sind schon recht dicke Bäume da.

Leo hat einen neuen Spaziergang durch den Wald anlegen lassen. An schönen Punkten befinden sich Ruhesitze und Strohhütten, wo er mit seiner Frau rastet, wenn sie vom Wandern müde geworden sind.

Eine Verbesserung hat Leo getroffen. Sein Vater hatte die Bäume verkauft und die Stämme von den Käufern ganz hinwegfahren lassen. Jetzt aber werden die Stämme an Ort und Stelle zu Brettern und Balken zersägt, welche unter einem bedachten Schuppen aufgestellt werden, so daß sie gut austrocknen. Auf dem Sonnenhofe ist nun immer sehr kerniges und trockenes Bauholz zu haben, was sich bei den Schreinern und Baumeistern bald rund gesprochen hat, so daß sie mit Vorliebe hier ihre Einkäufe machten.

Martersteg blieb ledig. „Ich bin zu alt zum Heiraten,“ sagte er. „Was ich erworben habe, das soll bei meinem Tode zum Sonnenhofe kommen, denn es geht mir, wie dem Moses Aaron, ich stehe allein in der Welt.“

Da Martersteg viel älter war, als Leo, so erlebte dieser es noch, daß die erhebliche Nachlassenschaft zum Hofe kam; aber er bewirtschaftete das Gut in der Ebene nicht selbst; sondern übergab es dem Peter zur Bearbeitung und zur Verwaltung. Er stand sich vortrefflich dabei, denn Peter hatte von Martersteg die Landwirtschaft aus dem Fundamente gelernt, und er war ein so redlicher Charakter, daß er nicht allein keinen Pfennig veruntreute, sondern auch noch mit allen Kräften dazu beitrug, daß jedes Jahr ein Stück Ackerland dazu gekauft werden konnte.

Neue Erzählungen für Volk und Jugend

Bd.: 92.

1884